

Kristina Roy



**Die Landstreicher**  
**Hausierer Kinder**  
**und andere Erzählungen**



*Die Landstreicher*  
*Hausierer Kinder*  
*und andere*  
*Erzählungen*



*Die Landstreicher  
Hausierererkinder  
und andere  
Erzählungen*

Kristina Roy  
Joel-Media

Aus dem Slovakischen  
von Hilda Beywasser (Die Landstreicher)  
Erschienen 1935 Verlag Th. Urban / Striegau

# Inhalt

Die Landstreicher	7
Die Kinder der Hausierer	
Gut versorgt!	75
In letzter Stunde	84
Allein	89
Geborgen	
Käthchen	93
Der kleine Stefanko	100
Wie Janko J. zu uns kam	103
Ein kurzes Blumenleben	105
Lebendig begraben	108
Eine verlorene Seele	114
Kein Raum	118





# Die Landstreicher

Am unteren Ende des Dorfes Hrabowa stand eine alte Hütte. Jahre hindurch hatte sie der Familie Zabuschka gehört. Nun war der letzte Bauer gestorben. Seine Kinder waren irgendwo in aller Welt zerstreut; er selbst hatte sie durch sein wüstes Trinkerleben vertrieben, so daß keines mehr nach der alten Heimat fragte – und da die Gemeinde nicht wußte, wo die Erben waren, ließ sie die Hütte einfach verkommen, verkaufen konnte sie sie nicht, und ein Mieter fand sich nicht, denn wer hätte wohl sein Geld in diese verfallene Hütte stecken mögen. Endlich meldete sich eines Tages ein hergelaufener Schleifer, den alle unter dem Namen „Onkel Imrich“ kannten. Der erklärte sich bereit, die Hütte so weit instand zu setzen, daß ihm das Dach nicht über dem Kopfe zusammenfiel. Man gab sie ihm, und er setzte sogleich die zerbrochenen Fensterscheiben ein, denn auch von ihm galt das Sprichwort: „Neunerlei Handwerk – zehnfache Not.“ Dieser Mensch verstand alles auszubessern, von Haus aus hatte er das Uhrmacherhandwerk gelernt. Aber als Geselle hatte er sich den Schleifern angeschlossen und ging nun mit ihnen. Sie waren zu dritt: Der alte Weltschow, der die amtliche Befugnis für das Handwerk besaß, der jüngere Gruschta, der Regenschirme reparierte und dabei Planeten\* verkaufte. Auf den Jahrmärkten kannten die Leute seine wundertätigen weißen Mäuschen, die jedem das gewünschte Glücksbrieflein zogen. Nun, und der dritte im Bunde war Onkel Imrich, der Uhrmacher. Weil die drei immer beisammen waren, gaben ihnen die Leute den Beinamen: „Die drei

---

\* Glücksbriefe.

Könige.“ Warum hätten sie sie auch nicht so nennen sollen? Denn wenn ein Mensch nur seinen eigenen Willen durchsetzen darf und er sonst nach niemandem zu fragen braucht, so ist er ja ein regelrechter König. Wenn sie Geld verdienten, vertranken sie es, gar oft aber hungerten sie auch – wie es eben kam. Sie schliefen in Scheunen und Heuschobern. Gruschka, der Mäuselman, übernachtete auch öfters im Arrest einer Gemeinde, wohin ihn die Handjäger mitunter einlieferten. Er konnte es nämlich nicht mit ansehen, wenn irgend etwas umherlag oder an einem Gartenzaun hing. Sein Ordnungssinn war so entwickelt, daß er alles, was die Harmonie störte, am liebsten gleich mitnahm. Sah er auf dem Felde einen Krautkopf oder eine Rübe, oder ein Häufchen Kartoffeln, die nicht hübsch in Reih und Glied standen, so brachte er das sogleich in Ordnung, – nur schade, daß die Bauern dafür sehr wenig Verständnis besaßen, so daß der arme Teufel für seine Ordnungsliebe manche dicke Suppe auslöffeln mußte und öfters mit dem Gefängnis Bekanntschaft machte, denn die Welt ist leider böse.

– Aber die Freundschaft der drei Könige war wirklich mustergültig. Weltschow war wie ein Vater unter ihnen, vor ihm hatten sie auch Respekt, obwohl ihnen an der öffentlichen Meinung durchaus nichts lag. Doch was er sagte, war den beiden jüngeren heilig. Aber ach – alles auf der Welt geht einmal zu Ende. Es war in einem sehr kalten Winter, als sich der alte Weltschow eine böse Erkältung zuzog. Der Schankwirt, in dessen Schuppen die drei damals hausten, ließ ihn ins Krankenhaus schaffen. Dorthin kam Imrich ihm alsbald nach, Weltschow konnte die schwere Lungenentzündung nicht überstehen – er starb. Aber vor einem Tode gab er beiden Kameraden noch eine ernste Ermahnung und verteilte seine Habseligkeiten unter sie. Imrich erhielt den Schleifstein samt

allem, was dazu gehörte, der Mäuselman allerlei Kleinigkeiten und einen noch guten Schafpelz. Das Geld gab Weltschow dem Priester, der ihm die Sterbesakramente reichte, für ein christliches Begräbnis. Gruschka ließ sich, nachdem er sein Teil erhalten, nicht mehr im Krankenhaus blicken, und so war nur Imrich bei Onkel Weltschows Tode anwesend. Zu diesem sagte er:

„Imrichsko, laß das Trinken sein! Du kannst doch so gut Uhren reparieren, auch schleifen; mach dich in irgendeinem Dorfe ansässig! Ich war schon zu alt dazu, um ein besseres Leben anzufangen, aber wenn ich nüchtern war, hat mir oft das Herz darüber weh getan, daß wir nur solche Landstreicher sind, den anderen Leuten zum Spott. Besonders um dich hat es mir oft leid getan. Du bist noch jung, und wenn unser Herrgott dich von dieser Krankheit gesund macht, so versprich mir, daß du ein anständiges Leben unter den Menschen anfangen willst und nicht länger mit dem Mäuselman umherstreichen wirst. Er wird dies Leben wohl nicht mehr lassen können, und er ist doch nur ein Dieb!“

Imrich legte seine Hand in die kalte, feuchte Hand des Greises, und zwei große Tränen rannen während dieses Gelöbnisses über seine eingefallenen Wangen. Obwohl es schien, als ob ihn diese Krankheit auch mitnehmen wolle, überwand er sie schließlich, und seinem Versprechen gemäß machte er sich in jenem Hüttchen in Hrabowa ansässig, dessen Besitzer sich auch irgendwo in der Welt herumtrieben. Das Krankenhaus hatte er zwar noch schwach, aber gesund verlassen, und weil er sich dort das Trinken abgewöhnt hatte, fühlte er sich körperlich wie ein neuer Mensch. Wenn er jetzt an sein früheres Leben zurückdachte, empfand er etwas wie Scham. Er hatte von Weltschow gelernt, auch dem Vieh zu helfen, und das war gut, denn damit verdiente er doch et-

was, bevor sich die Leute dazu entschlossen, ihm Uhren zur Reparatur anzuvertrauen und ihm etwas zum Schleifen zu bringen. Nur war es ihm in der wüsten Hütte sehr einsam zumute. Weltschow fehlte ihm überall, denn dieser Mann hatte ihn gern gehabt – das hatte Imrich gefühlt, und diese Liebe war es gewesen, die ihn, den Uhrmacher, mit dem alten Scherenschleifer verbunden hatte, so daß er imstande gewesen war, Jahre hindurch dessen Leben zu teilen. Ja, Weltschow war eben der erste Mensch gewesen, der Imrich Liebe erwiesen hatte, und der Mensch kann nun einmal ohne Liebe nicht leben. Jeder strebt dahin, wo er sie findet. Gar mancher, der in einem Palast geboren wurde, hat in irgendeiner armen Hütte geendet, und zwar nur deshalb, weil er dort, wo er hingehörte, keine Liebe gefunden hatte.

So war ein halbes Jahr ins Land gegangen, und seine früheren Gefährten hätten Onkel Imrich kaum wiedererkannt. Er hatte solange gearbeitet, bis er sich anständig kleiden konnte. In der Hütte stand nun eine Bank, die an den Wänden entlang lief. Davor ein alter Tisch aus Eichenholz, an der Wand eine Truhe und in der Ecke ein altes Bett. Betttücher und Decken hatte er noch vorgefunden, Stroh hatte er sich angeschafft, und weil er der Nachbarin das Spinnrad gerichtet, hatte sie ihm das Bett in Ordnung gebracht. Eine andere Nachbarin war zu ihrem Sohne in die Stadt übergesiedelt und hatte ihm allerlei von ihren Sachen überlassen, auch ein ziemlich gutes Federbett. Das hätte ihr in Hrabowa, wo es so viele Gänse gab, ja doch kaum jemand abgekauft, und mitnehmen konnte sie es auch nicht, weil ihr Sohn, wie sie erzählte, ein großer Herr war und die Schwiegertochter eine noble Dame! Imrich hatte ihr geholfen alles einzupacken und nach dem Bahnhof zu schaffen – so hatten sie einander gedient.

Nach und nach richtete sich unser Schleifer ein, wie ein Robinson von Hrabowa. Hier gab ihm niemand mehr Spottnamen. Seitdem er ein wenig besser gekleidet und immer sauber gewaschen war, sah man erst, daß er eigentlich ein hübsches Gesicht hatte. Das Schönste daran waren die großen, traurigen Augen. Er war von kleiner Gestalt, denn sein Rücken wies einen kleinen Höcker auf, der ihn am Wachstum gehindert hatte. Ach, dieser Höcker war eigentlich die Ursache seines verfehlten, unglücklichen Lebens. Um dieses Höckers willen, die Folgen eines von den Angehörigen nicht beachteten Unfalls in seinem ersten Lebensjahre, hatte ihn die eigene Mutter, die noch vier gesunde, hübsche Kinder hatte, zurückgesetzt. „Der häßliche Bucklige“, so hatten sie ihn daheim genannt, weil der Knabe von Kind auf sein Leid in sich verschließen mußte, hatte er sich zu einem böartigen, neidischen Charakter entwickelt. Er tat allen Menschen zum Trotz, was er nur irgend konnte und wurde dafür geschlagen, und das erweckte in ihm den Wunsch, groß und stark zu werden und sich dann an allen zu rächen. In der Schule lernte er zwar gut, aber um seines boshafte Wesens willen war er Mitschülern und Lehrern verhaßt. Er war zwar klein, aber stämmig und heimtückisch, dabei ein Raufbold, der alles, was er nur konnte, mutwillig zerstörte. So kam er in die Lehre.

Sein Vater hatte ihn zu einem Schuhmacher gegeben, aber dort brannte er durch, und fand schließlich eine Lehrstelle bei einem Uhrmacher, von daheim ließ man ihm sagen, er möge ihnen nicht mehr unter die Augen kommen. Das ließ sich der Knabe gesagt sein. Sein Handwerk machte ihm Freude. Er hatte einen strengen Meister, den die anderen Lehrjungen einen bösen Mann nannten, aber zu Imrich war er nicht böse. Er sah, daß der Junge einen scharfen Verstand hatte und behielt ihn

in der Lehre, vielleicht wäre aus dem Jüngling etwas Ordentliches geworden. Als er nach vier Jahren bei dem Meister Geselle wurde, war er bereits über achtzehn Jahre. Allein die anderen Gesellen gönnten Imrich die Gunst seines Meisters nicht. Sie ersannen alle möglichen Spottnamen für ihn und reizten ihn, so daß es zu Streitigkeiten, ja sogar zu Schlägereien kam. Endlich blieb dem Meister nichts übrig, als Imrich zu entlassen. Seit jenem Tage begann für ihn das Leben auf der Landstraße – er konnte nirgends mehr festen Fuß fassen. Zum Militär nahmen sie ihn seines Gebrechens wegen nicht. Nachdem er mehrere Jahre solch ein Landstreicher gewesen, hatte er sich den Scherenschleifern angeschlossen und mit Weltschow gelebt. Und obwohl es ein elendes, armseliges Leben gewesen, war er wenigstens nicht mehr allein. Er hatte doch etwas von der Wärme des Familienlebens empfunden. Heute ging es ihm äußerlich besser, er fing an, sich den anderen Menschen zu nähern und ihnen zu gleichen, aber diese furchtbare Einsamkeit und Verlassenheit, für die der Mensch nicht geschaffen ist, bedrückte ihn. Wenn er namentlich des Nachts nichts anderes vernahm als seine eigenen Atemzüge, dann ward es ihm in seiner Verlassenheit so traurig, ach so traurig zumute!

Eines Tages trug er seine frisch geschliffenen Messer nach L. und fand die Bäuerin, der sie gehörten, in großer Entrüstung. Der Hund hatte ihr alle Kartoffeln aufgefressen, die sie für ihre Schweinchen zugerichtet hatte. „Wenn es wenigstens noch mein eigener Hund wäre!“ klagte sie ihm in ihrer Erbitterung. „Aber solch ein hergelaufener Landstreicher! Den Winter über habe ich ihn aus Mitleid hier gelassen, er hat mir leid getan, denn bei solchem Unwetter erbarmt einen ja auch die stumme Kreatur. Seit dem Frühjahr habe ich ihn schon drei

Grenzraine weit fortgejagt – und immer wieder kommt er daher und richtet nur Schaden an!“ Der angeklagte Missetäter stand in der Nähe und spitzte die Ohren, wedelte mit dem Schwänze und blickte bald die Bäuerin, bald den fremden Zuhörer erwartungsvoll an.

„Ein Landstreicher!“ tönte es Imrich in den Ohren. Jener wohlbekannte Name, der ihn durchs Leben begleitete.

„Ärgert euch nicht, Bäuerin!“ suchte er die Erzürnte zu beruhigen. „Gebt mir ein Stückchen Brot, damit ich Zahraj fortlocken kann. Ich will ihn mit mir nehmen. Hrabowa liegt noch weiter, von da wird er nicht zurückkommen.“

Die Frau willigte gerne ein. Sie gab dem Schleifer und auch dem Hunde eine gute Mahlzeit, damit jener nicht hungrig aus ihrem Hause ginge, und blickte ihnen durchs Fenster nach, wie sie gemeinsam das Dorf verließen.

Aber Imrich jagte den Hund nicht über den vierten Grenzrain. Als Zahraj in seiner Hütte vertrauensvoll zu seinen Füßen kauerte, beugte er sich zu ihm herab und sagte, als ob der Hund ihn verstehen könnte: „Auch du gehörst niemandem zu, so wie ich, wir wollen beisammen bleiben!“ Und sie blieben beisammen.

Und sie vertrugen sich gut! Gab es etwas zu essen, dann aßen sie sich satt, und war einmal nichts da, dann waren sie auch zufrieden. Zahraj gehorchte seinem Herrn und tat alles, was er ihm nur von den Augen absehen konnte. Das Tier fühlte es, daß dieser Mensch es lieb gewonnen hatte, und der Mensch fühlte, daß das Tier an ihm hing. Nun war wenigstens jemand da, der Onkel Imrich willkommen hieß, wenn er mit seiner Arbeit heimkehrte. Das war ein Gebell, ein Springen! Ach, der Hund wußte gar nicht, was er vor Freude tun sollte! Und das einsame, von Menschen verstoßene Herz, das oft wie

ein harter Stein gewesen, begann aufzuleben und wärmer zu schlagen. Zwar war es nicht das, wonach sich der Knabe und später der Jüngling so heiß gesehnt hatte, es konnte weder sättigen noch den schmerzlichen Durst stillen, aber es waren doch wenigstens Brosamen, wenigstens Tröpfchen...

\*

Im Herbst bekam Imrich den Auftrag, die Sägen und Äxte der Holzfäller zu schleifen. Sie hatten ihn dazu in den Wald gerufen, wo sie gerade arbeiteten, und gaben ihm für seine Arbeit allerlei Holzabfälle. Als sie dann mit ihrem Bauholz zu Tale fuhren, nahmen sie ihm auch sein Bündel bis zur Hütte des Waldhüters mit, von wo er es dann bequem heimtragen konnte. Einem der Holzfäller hatte er die Uhr repariert und dieser, ein Maurer, hatte ihm dafür den alten Sparherd und den noch älteren Kachelofen in seiner Hütte umgebaut, so daß die beiden einsamen Bewohner, als die kalten Winde wehten und der erste Schnee fiel, sich glücklich priesen, daß sie hübsch im Warmen sitzen durften. Die Leute brachten dem Schleifer und Uhrmacher Arbeit genug, er selbst hatte sich auch aus den umliegenden Dörfern allerlei Reparaturen heimgebracht, so daß er mehr als zwei Wochen das Haus nicht zu verlassen brauchte. Unter diesen Reparaturen aus der Umgebung war auch eine große alte Uhr, deren Gläser und Verzierungen sorgfältig in Papier eingehüllt waren, damit nichts zerbrochen würde. Imrich ordnete und glättete das Papier. Er war froh, daß er hier endlich einmal etwas zu lesen bekam, die Glücksbriefchen des Mäuselmanns und Weltschows altes, schon ganz zerrissenes Gebetbuch waren das letzte gewesen. Dies hier war schönes, weißes Papier mit deutlichem Druck – es mußte irgend etwas Heiliges sein, denn



es war viel von Gott und seinem lieben Sohn, dem Herrn Jesus Christus, die Rede. Von diesem hatte Weltschow in seiner letzten Krankheit auch gerne gesprochen und nur bedauert, daß er so wenig von ihm wußte.

„Vielleicht kann ich hier etwas über ihn erfahren“, dachte Imrich. Und er las wirklich etwas sehr Schönes, von jenem Schächer, der dort am Kreuze zur Rechten des Sohnes Gottes gehangen und sein schmerzvolles Sterben mit angesehen hatte. Imrich wußte noch von der Schule her, daß der Sohn Gottes am Kreuze gestorben und daß er unschuldig gewesen war. Hier erfuhr er aber mit einem Male, daß der Heiland für solche verlorenen Menschen gestorben, wie jene beiden waren, die nun zu seiner Rechten und zu seiner Linken hingen. Nur eines war ihm sehr verwunderlich: es war, als ob der Mensch, der dies hier geschrieben, sein, Imrichs ganzes bisheriges Leben geschildert hätte. Auch diesen Schächer hatte niemand liebgehabt. Er war immer zurückgesetzt worden – bis er zum Schluß ein Landstreicher wurde und unter Räuber geriet. In seiner Kindheit hatte er sich immer geprügelt, und als er herangewachsen war, hatte er gestohlen und gemordet – und da hatten sie ihn festgenommen und an dies Kreuz gehängt. Solch ein Tod stand ihm bevor von den Menschen. Aber Welch ein Lohn erwartete seine elende, sündige Seele, die nun vor Gott treten sollte?! Hier stand geschrieben, wie rein und heilig, wie gut, aber auch wie gerecht Gott ist! Und dann stand hier von Jesus Christus geschrieben, Welch eine Herrlichkeit bei Gott er verlassen hatte, bevor er auf diese Welt gekommen, wie er auf Erden umhergegangen war und wohlgetan, wie er an Heiligkeit Gott geglichen – und doch hing er hier neben jenen Übeltätern – er, der Reine, Unschuldige! Aber, so stand hier: „Da wir noch Sünder waren, ist Christus für uns Gottlose gestorben.“

Also, für solche, wie jene beiden Schächer waren, und wie wir Leute auf Erden sind. Imrich konnte sich von diesem Blatt gar nicht trennen – nur schade, daß die Menschen ihn störten und die Arbeit rief. Er freute sich, daß der nächste Tag ein Sonntag war, diesen wollte er ganz dem Lesen widmen. Das tat er auch. Aber es ging sehr langsam, denn er mußte erstens die Worte langsam zusammensetzen und dann über das Gelesene lange nachdenken.

Aber ach – wer beschreibt seinen Kummer? Das Ende der Geschichte war in den Papieren nicht zu finden, er konnte nicht zu Ende lesen, was der Sohn Gottes mit den Worten gemeint hatte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ – Lange saß der einsame Mann ganz traurig da, die zusammengefalteten Papiere vor sich auf dem Tisch. Er beachtete kaum, daß Zahraj anschlug und bellte, daß jemand vor der Tür den Schnee abschüttelte und die Schuhe reinigte; er blickte erst auf, als sich die Tür öffnete und ein lauter Gruß ihn störte. Ein junger Mann in städtischem Pelz stand in seiner Stube. Der verwunderte Scherenschleifer erhob sich, um ihn zu begrüßen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie beim Lesen störe“, entschuldigte sich der Ankömmling. „Ich habe noch einige Kilometer Weges vor mir, und als ich aus Ihrem Kamin Rauch aufsteigen sah, sehnte ich mich danach, mich ein wenig zu erwärmen, was Sie mir hoffentlich erlauben werden?“

„O wärmen Sie sich nur, aber legen Sie den Pelz und die Gummischuhe ab“, erwiderte Imrich. Ein Weilchen später saß der unerwartete Gast am Tisch, zog eine Thermosflasche und einen Trinkbecher sowie ein Stück weißes Gebäck hervor und bat um die Erlaubnis, essen zu dürfen, weil er schon tüchtig hungrig sei. Dabei erzählte er, wohin er gehen wolle. Als er satt war, bemerkte er,

daß seine Flasche noch zur Hälfte voll war. Fröhlich nötigte er Imrich, den Kaffee auszutrinken, da er ihn nicht mittragen wollte. Wo er hinkäme, brauche er nichts, da er erwartet würde. Onkel Imrich mußte sich sein Töpfchen holen und trinken, und auch für Zahraj blieb noch etwas Kaffee und Kuchen übrig. Inzwischen betrachtete der Gast die Uhr und nahm auch die Zeitung zur Hand. „Was haben Sie denn da? Das scheint ja ein christliches Blatt zu sein? Der, welcher die Uhr hineingewickelt hat, schätzt es wohl nicht sehr.“

„Wohl kaum, mein Herr, aber ich lobe es um so mehr“, seufzte Imrich. „Niemals hätte ich so etwas Schönes gelesen, wäre es mir nicht ins Haus gekommen. Aber es ist sehr, sehr schade, daß das Ende fehlt, und so werde ich es niemals erfahren.“

„Darüber brauchen Sie nicht zu trauern, dem können wir abhelfen.“ Der Gast zog aus seiner Brusttasche eine reine Postkarte mit Freimarken hervor und setzte sich wieder an den Tisch. „Haben Sie in Hrabowa eine Post?“

„Ja“, entgegnete Imrich verwundert.

„Wie ist Ihr Name?“

„Imrich Kamenar.“

Der Gast schrieb ein Weilchen. „So, das nehmen Sie mit aufs Postamt! In einigen Tagen haben Sie alle Nummern dieses Jahrgangs hier, damit können Sie sich den Winter über die Zeit vertreiben, wenn Ihnen das Blatt so gut gefällt.“

„Aber das ist sicher teuer, umsonst werden die Leute das Blatt nicht versenden, und ich habe kein Geld.“

„Es kostet nur 12 Kronen im Jahre, fürchten Sie sich nicht, ich will es für Sie bezahlen.“

Wer hätte das Imrich gesagt, welch eine Freude ihn noch an diesem Sonntage erwartete! Er konnte es kaum glauben, daß die Zeitung wirklich kommen würde, aber

der gute, freundliche Herr sah doch nicht danach aus, als ob er ihn nur zum besten halten wollte. Seine Hoffnung betrog ihn nicht. Ein paar Tage später kam ein ganzes Päckchen jener Zeitungen, und auch jener Artikel von dem Schächer war dabei. Nun konnte er doch noch das Ende und viel Gutes und Schönes außerdem lesen. Es war, als wäre mit diesen Zeitungen neues Leben in das Hüttlein gekommen. Ach, es gibt keinen besseren Freund, als ein gutes Buch, namentlich für einsame Menschen.

Die Leute bezahlten ihren Schleifer nicht mit Geld, denn sie hatten selber keines, sondern die Bäuerinnen gaben ihm Fett, Metzelsuppe, Sauerkraut und andere gute Dinge. Onkel Imrich mußte seine Zeit nicht mit Kochen versäumen, er brauchte das Essen nur aufzuwärmen; so fand er manche freie Stunde zum Lesen. Zahraj lebte in diesen Tagen ordentlich auf. Sein Fell wurde dichter und bekam neuen Glanz, wäre er nicht schon an der Schnauze grau gewesen, so hätte man ihn für einen jungen Hund halten können. Nur eines erschien ihm ganz verwunderlich, und er konnte es mit seinem Hundekopf nicht begreifen, daß gerade jetzt, wo es ihnen beiden doch so gut ging, sein Herr oft so traurig war. Gar oft hörte er ihn seufzen, zweimal sogar weinen – was mochte ihm nur fehlen? Jede Augenoperation ist schwer, aber am schwersten ist es wohl, wenn der Vater des ewigen Lichtes einem Menschenkinde die geistlichen Augen öffnet.

In jenen Tagen trug Onkel Imrich die reparierte, sorgfältig gereinigte Uhr ihrem Besitzer zurück. Als er die Arbeit Herrn N. übergab, teilte er ihm auch mit, welch eine Wohltat dies zerrissene Blatt für ihn gewesen und erzählte, daß er es schon ganz gelesen habe.

Herr N. war ein wenig beschämt. „Wissen Sie, Im-

rich, ich befasse mich nicht viel mit diesen Sachen. Meine Frau hat das Blatt abonniert und sie hat mich auch gehörig gescholten, daß ich ihr jene Nummer genommen habe und hat auch sogleich an die Redaktion danach geschrieben, damit sie ihr im Jahrgang nicht fehle.“

„Wenn Sie, Herr N., den Artikel vom Schächer am Kreuze lesen werden, der hier zerrissen ist, dann werden Sie sicher auch von Ihrer Frau das Ende hören wollen. Nur eines quält mich, seitdem ich jene Zeitschrift habe“, bemerkte Imrich, indem er traurig aufseufzte.

„Nun, und das wäre?“

„Daß ich keine Heilige Schrift im Hause habe und die darin angeführten Bibelstellen nicht nachschlagen kann.“

„Sie haben keine Bibel?“

„Ich habe keine...“

„Ach, in unserem Hause sind Bibeln genug, und wenn Sie sich so danach sehnen, will ich Ihnen gerne eine geben. Sie ist nicht zerrissen, nur tüchtig gebraucht.“

Noch nie im Leben hatte sich Imrich so reich gefühlt wie an jenem Tage, da er dies kostbare Buch heimtragen durfte. Gleich am selben Abend begann er zu lesen, und da er in seinem Blatt eine Anweisung gefunden hatte, wie man das Wort Gottes zu lesen habe, hielt er sich streng an dieselbe. Er hatte gelesen, daß die Bibel das Wort des ewigen Gottes sei, das man mit großer Ehrfurcht lesen müsse. – Darum kniete er vor allem nieder und sagte sehr demütig und schüchtern:

„Herr Jesus, du gekreuzigter Sohn Gottes, du weißt alles; du weißt auch, daß ich noch ärger bin als jener Schächer, daß sie mich so dumm und unwissend aufwachsen ließen, wie die stumme Kreatur! Wie könnte ich elender Sünder dein heiliges Wort verstehen, wenn du in diesem heiligen Buche mit mir reden willst. Darum

bitte ich dich sehr, hilf du mir selbst! Ich habe gelesen, daß du nicht nur die leibliche, sondern auch die geistliche Blindheit geheilt hast – du hast keinen blinderen Menschen als mich auf der Welt – o so mache auch mich gesund!“

Kommt dem Lehrer ein dummer, kleiner Schüler in die Schule, der den festen Willen hat, viel zu lernen, dann schadet ihm die Dummheit nicht – im Gegenteil, er macht gute Fortschritte im Lernen und holt mit der Zeit so manchen ein, der klüger ist. Zu jeder guten Tat braucht es Willenskraft, und die hatte Imrich, denn er sagte sich: „Wenn der Schächer schon am Kreuze hing und keine Möglichkeit mehr hatte, zu erfahren, was dazugehört, daß ein Sünder mit dem Sohn Gottes ins Paradies gelangen kann und der Herr Jesus es ihm dennoch offenbarte – wird er da nicht mir, da ich noch lebe, und da er mir so wunderbar sein heiliges Wort geschenkt hat, auch die Möglichkeit geben, alles zu hören und zu erkennen, was von ihm geschrieben ist, er, der für den Schächer gestorben ist und ihn mit sich ins Paradies genommen hat – wird er nicht auch mich unterweisen? Der Herr Jesus hat den Schächer darum mit sich ins Paradies genommen, weil dieser an ihn glaubte, trotzdem er ihn in dieser Erniedrigung sah. Vielleicht wird auch mich das Wort Gottes lehren, zu glauben und zu bitten, und er wird auch mich dereinst zu sich ins Paradies nehmen!“

Die Bauern nahmen Imrich gerne mit auf die Jahrmärkte, weil er sich so gut auf das Vieh verstand. Er mußte ihnen helfen, gesunde Tiere zu kaufen. Weil es ihnen bisher immer geglückt war, erzählten sie auch ihren Bekannten von ihm und machten ihm solch einen guten Ruf, daß ihn die Leute auch von ferne her riefen. Aber nach dem Dreikönigstage trat Tauwetter ein. Es war, als wäre der Winter vorbei. Alle Wege waren naß

und schmutzig, daß man beinahe versinken konnte. Mit diesem feuchten Wetter kamen allerlei Krankheiten, nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf das Vieh. Imrich schlief in diesen Tagen gar nicht zu Hause, weil ihn die Bäuerinnen der Reihe nach um Hilfe baten.

Zwar verdiente er damit ein gutes Stück Geld und auch seine Kammer wurde voll, aber seine Seele war traurig und sein Herz glich einem Gärtlein, das der Frost gestreift hatte. Mußte er doch aufhören im Worte Gottes zu forschen, nur den Sonntag konnte er dazu verwenden, das tröstete ihn. Er fühlte, daß er ohne das Wort Gottes so wenig leben konnte, wie ohne leibliche Nahrung. Im Dezember war die letzte Nummer seines lieben Blattes gekommen. Er sehnte sich sehr danach, es auch im kommenden Jahre zu erhalten, aber er wußte nicht, wie er es sich beschaffen sollte. Sehr anhaltend betete er, Gott möge ihm einen Rat geben, und der Herr erhörte ihn auf seine Weise.

Vom letzten Jahrmarkt hatte er sich eine Erkältung heimgebracht, die ihn so daniederwarf, daß er sich auf seinem Bett kaum rühren konnte. Seine Hütte war kalt wie eine Wolfsgrube, als er sie betrat. Als er einheizte, floß das Wasser von den Wänden und der Rauch erstickte ihn beinahe, sein Kopf drohte zu zerspringen, so stach und sauste es darin. Wie gut, daß er sich einen Krug mit Wasser und ein halbes Brot ans Bett gestellt hatte, bevor er sich niederlegte. So konnte er wenigstens den Durst stillen und den Hunger vertreiben. Keine lebendige Seele kam, um nach ihm zu sehen, denn er war so spät heimgekommen, daß die Nachbarn nicht einmal wußten, daß er daheim war. So war er ganz allein, und diese Einsamkeit empfand er sehr schwer. Nicht einmal

Zahraj war da, denn er hatte ihn ausgesperrt.

In seiner Verlassenheit weinte Imrich bitterlich und

klagte, daß er solch ein verlassener Landstreicher sei, und auf der weiten Welt so ganz allein stehe. Als er endlich wieder in der Bibel lesen konnte, öffnete er sie gerade da, wo das Leiden und der Tod des Gotteslamme beschrieben war. Er las langsam, bis er zu den Worten kam: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!“ Zuerst klagte er sehr darüber, daß der unschuldige, heilige Gottessohn um seiner Sünden willen am Kreuze so verlassen sein mußte. Dann aber wurde es in seiner Seele hell. In jenem Artikel über den Schächer, den er auswendig wußte, stand, daß Jesus den sündigen Menschen so sehr geliebt habe, daß er auch diese furchtbare Gottverlassenheit erduldet habe, damit der Sünder nicht ewig in der Hölle verlassen sein müsse. Von diesem Augenblick an war seine eigene Verlassenheit verschwunden, denn ihm fiel das Wort ein: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ Ach, das sind köstliche Augenblicke, wenn der Mensch es endlich erfaßt, daß Gott mit ihm ist, wenn die Seele zu Gott zurückkehrt, wohin sie gehört, von wo sie die eigene Sünde vertrieben hat. Erst jetzt zeigte es sich, wieviel der arme Landstreicher von dem so fleißig gelesenen Worte Gottes behalten hatte, als ihn der Heilige Geist in der Stille an alles erinnerte. Sogar im Traume durfte er schöne Dinge erleben. So kam Herr Kaufmann N. zu ihm und sagte:

„Nun habe auch ich die Geschichte von dem Schächer gut gelesen und auch sein Gebet gelernt!“ Als er erwachte, war sein erster Gedanke, daß er drei Scheren nach Z., auch zu Herrn N. eine Gartenschere zu bringen habe. Er richtete sich auf dem Bette auf. Sein Kopf war leicht, er fühlte, daß die Krankheit gewichen war. So rasch er konnte, kleidete er sich an; dabei fühlte er großen Hunger. Bald darauf knisterte das Feuer und kochte das Wasser. Er hatte alten Käse und Brot daheim, auch



Zwiebeln und Fett – so bereitete er sich eine Suppe. Zahraj kratzte an der Tür, er lag sicher schon lange davor. Nun hieß er seinen Herrn gar freudig willkommen, und dieser freute sich nicht minder. Als sie satt waren und Imrich auch seine Seele gesättigt hatte, sagte er zu dem Hunde: „Warte, Zahraj, ich bin gleich fertig, wärme dir deinen Pelz, solange das Feuer brennt, wir gehen nach Z. Dort wird uns Frau N. um die Zeitung schreiben, der Herr hat mir diesen Gedanken gegeben, und wir gehen nicht allein, nein, niemals mehr allein! „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!““

Draußen war es so schön, die Welt war ganz weiß, an den Bäumen hingen Kristalle. Die Fußwege waren wieder trocken und festgefroren, daß es eine Freude zu marschieren war. Die Sonne schien so schön und begleitete die beiden Wanderer. Trotzdem Imrich von der Krankheit noch ein wenig geschwächt war, schritt er so tapfer aus, als erwarte ihn irgendwo ein unerhörtes Glück, als führe ihn die strahlende Sonne in ein neues Leben. Seine Füße schritten durch die schöne Winterlandschaft, aber in seinem Herzen war der Winter vorbei, denn die Seele war mit Gott verbunden und konnte nicht mehr traurig sein. Er hätte nicht erklären können, was mit ihm vorgegangen war – wozu auch? Bei diesen Dingen handelt es sich nur um die beiden: Die Seele und ihren Schöpfer.

Herrn N. und seine liebe Frau traf Imrich gesund und fröhlich an, und was das wunderbarste war: der Traum hatte nicht gelogen. Als sie alles besprochen hatten, was die Scheren betraf, sagte Herr N. mit einem Male zu dem Schleifer: „Den Artikel von dem Schächer habe ich nicht nur durchgelesen, sondern ich verstehe auch sein Gebet und möchte nie wieder eine Uhr in solch ein Blatt einpacken!“ Und dann! Nicht Frau N., sondern ihr Gatte schrieb und schickte Imrichs Bezugspreis an die Redak-

tion des Blattes. Als sie hörten, daß er krank gewesen, ließen sie ihn erst nach zwei Tagen heimkehren. Frau N. sorgte für gute, kräftige Kost, Herr N. ließ ihm einen warmen Anzug zurechtmachen, der ihm selbst zu eng war, weil er anfang in die Breite zu gehen. Ja, auch gutes Schuhwerk von seinem verstorbenen Bruder gab er ihm. Imrich reparierte ihm dafür wenigstens die Küchenuhr und den Wecker. Bei der Arbeit verlebte er eine schöne Stunde. Frau N. las ihm die neueste Nummer seiner lieben Zeitung vor – es stand wieder so viel Schönes darin. Sie erzählte ihm, daß sie sich zwei Nummern hatte senden lassen, da sie so gern einen neuen Leser für das Blatt gewinnen wollte. Sie dachte an einen bestimmten Mann, aber sie wußte nicht seine Adresse.

„Ich habe von ihm kürzlich ein schön ausgearbeitetes Lammfell gekauft“, erzählte sie. „Ich weiß, daß er durch viele Jahre hindurch der erste Schäfer des Grafen K. in Sielnitz gewesen ist. Dort nannte ihn alles ‚Schäfer Orlik‘. Nach dem Umsturz wurde der Großgrundbesitz des Grafen enteignet. Nur ein kleines Schloß in Sielnitz mit einer kleinen Alm ist ihm geblieben. Mehr weiß ich nicht. Dieser Alte gefiel mir. Er ist ein Bibelchrist, wie wir sonst nur wenige haben, mit freundlichem Gesicht und noch freundlicherer Rede.“

Das interessierte Imrich, und er erbot sich, nach S. zu gehen und dort nach dem Schäfer zu fragen. So ließ man ihn ziehen.

Der nächste Morgen war ein schöner Wintertag. In der Nacht hatte es tüchtig gefroren und geschneit. Der Schnee knirschte dem Wanderer unter den Füßen. Von Zahraj begleitet, eilte Onkel Imrich nach S. Dort mußte man die Fähre über den Fluß benützen. Dieser war eingefroren und das Eis so dick, daß man ihn mit dem Schlitten passieren konnte. Auch jetzt führte ein Schlit-

ten Mahlgut ans andere Ufer. Neben der Bude des Fährmanns saß auf einer festen Bank ein schöner Greis. Der schwarzverbrämte weiße Schafspelz mit ebensolcher Mütze paßte gut zu dem frisch geröteten Gesicht mit den scharfblickenden Augen und den freundlich lächelnden Lippen. Neben ihm lag ein Bündel und ein Knotenstock.

„Das ist er sicher“, dachte Imrich und grüßte freundlich den Greis, der sich ihm soeben zuwandte.

„Ist Euch nicht kalt, Großvater?“ fragte er nähertretend.

„Nein, mein Sohn“, lachte der Alte. „Ich sitze noch nicht lange und werde auch nicht lange hierbleiben. Ich warte nur auf den Schlitten. Mein Nachbar führt mich samt unserem Mahlgut nach Hause. Gott sei Dank, daß er glücklich hinübergekommen ist, er wird gleich wieder hier sein. Wohin gehst du, mein Sohn?“

„Nach S., Großvater.“

„Da kannst du mit uns fahren. Ich will es Thomas sagen, er wird dich gern mitnehmen. So wirst du schneller in unserem Dorfe sein.“

Eine Viertelstunde später saßen die beiden im Schlitten, und die Pferde jagten mit ihnen auf der guten Schlittenbahn dahin.

„Was führt dich nach Sielnitz?“ fragte der Alte.

„Ich suche einen Mann, den die Leute den Schäfer Orlik nennen.“

„Was du nicht sagst! Orlik ist mein Name und Schäfer bin ich viele Jahre gewesen.“

„Also habe ich mich nicht getäuscht. Ich dachte gleich, als ich Euch sah, daß Ihr jener Orlik sein müßt.“

„Nur weiß ich nicht, mein Sohn, wer etwas von mir verlangen mag. Aber da sind wir im Dorfe, meine Hütte liegt dort bei dem Glockentürmchen, du wirst bei mir absteigen und mir dann sagen, was du von mir willst.“

Der Schlitten hielt. Imrich half das Mahlgut abladen und in die Hütte tragen. Er wollte auch die Fahrt bezahlen, aber der junge Bauer lachte nur und sagte, er könne die Zahl der Meilen nicht berechnen. Der Alte führte ihn in ein Hüttchen, das zwar nur ein Fenster hatte, wo aber alles Licht, Wärme und Reinlichkeit atmete. Imrich blickte in dem großen Raume umher. Die Hälfte diente als Küche, sie hatte einen altmodischen Herd mit Backofen, aber auch einen modernen eisernen Sparherd. Die andere Hälfte war die Wohnstube mit einer Bank um Fenster und Tisch. An den Wänden hingen blumenbemalte Teller und Krüge, in einer Ecke stand ein kleineres Bett, das mit einer handgewebten Decke bedeckt war, daneben Spinnrad und Webstuhl. Alles war hübsch, am hübschesten aber das Mädchen, das von der Sonne und vom Herdfeuer beleuchtet, sich ihnen jetzt zuwandte und den Großvater freudig willkommen hieß. Das Mädchen war älter als es aussah. Aber es war zart, und aus dem freundlichen Gesicht blickten zwei Augen so gut und unschuldig in die Welt, als hätten sie dort noch nie etwas Böses gesehen. Der Großvater erwiderte den Gruß und sagte:

„Hier bringe ich uns einen Gast, Katuschka\*! Gib uns das Mittagessen, wir sind beide hungrig!“

„Ich bitte Euch, Großvater, stellt die Schüssel auf den Tisch, damit ich die Suppe austeilen kann!“

Der Alte nahm die Schüssel, das Mädchen das Brot – und Imrichs Herz krampfte sich vor Mitleid zusammen. Dieses liebeliche Geschöpf hinkte so stark mit dem linken Fuß, daß es durch dieses Gebrechen fast entstellt war. „Sie ist lahm, die Ärmste, solch ein gezeichneter Krüppel wie ich“, dachte er. „Und doch lächelt sie so glücklich!“

---

\* Kätchen

Als Imrich an jenem schönen Wintermorgen sein Heim verlassen hatte, war es ihm nicht in den Sinn gekommen, daß er es wochenlang nicht wiedersehen würde. Noch weniger hatte er geahnt, was er alles erleben würde. Er hatte den Schäfer Orlik in Sielnitz vor allem aufgesucht, um Frau N. einen Gefallen zu tun. Aber er hatte an diesem einen Freund gefunden, den er in seiner Einsamkeit so nötig brauchte. Gleich beim Mittagessen, zu dem ihn dieser so gastfreundlich eingeladen, sah er, daß Frau N. recht gehabt hatte. Der liebe, freundliche Greis war in der Tat ein Bibelchrist. O was der alles aus dem heiligen Buche wußte und verstand! Um seine eigene Unwissenheit zu erklären, hatte Imrich ihm erzählen müssen, wie er in seiner Familie aufgewachsen war, wo die evangelische Mutter ihre Töchter lehrte, was sie selbst wußte, während der Vater, ein Katholik, sich um seine Söhne nicht gekümmert hatte. Sie waren aufgewachsen wie die Heiden, ja, wie das liebe Vieh. Imrich wußte nur, was ihm im Gedächtnis haften geblieben, wenn seine Schwestern den Katechismus auswendig lernen mußten. Aber sowohl der Vater wie die Mutter hatten ihm verboten, die evangelischen Bücher zur Hand zu nehmen, weil das nichts für ihn sei. Die Gemeinde war klein, sie zählte nur drei katholische Familien, deren Kinder in die evangelische Schule gehen mußten. Zum Religionsunterricht gingen sie in eine Nachbargemeinde, wenn die Eltern dafür sorgten. Imrichs Vater hatte seine Knaben aber nicht dahin geschickt.

Katuschka war mit ihrem Spinnrad ganz dicht an den Tisch herangekommen, damit ihr ja kein Wort von dem entging, was Imrich erzählte. Es war, als lese sie ihm die Worte vom Munde ab. Aber er hatte sich so danach gesehnt, wenigstens einmal sein Herz ausschütten zu dürfen und seinem gütigen Gastgeber zu erklären, wieso er

ein Landstreicher ohne Familie und ohne Heim geworden war. Als er von all dem sprach, kamen ihm selbst die Tränen, plötzlich verließ Katuschka die Stube, und als sie wiederkam, merkte man es ihren Augen an, daß sie geweint hatte. Da erzählte er bereits von Weltschows Tode und wie er dann ein neues Leben begonnen hatte. So kam er auch zu seinem Blatt und zu jenem Artikel von dem Schächer am Kreuze und erzählte, wie unglücklich er gewesen, weil er keine Bibel besaß, und wie ihm der Herr Jesus dazu verholfen hatte. So hatte ein Wort das andere gegeben und Orliks hatten erfahren, warum er eigentlich zu ihnen gekommen war. Sie hatten auch das mitgebrachte Blatt besehen. Auf Großvaters Wunsch hatte Katuschka den ersten Artikel vorgelesen, wie gut sie lesen konnte, daß einem das Herz vor Freude lachte! Sie mußte nicht erst die Silben zusammensetzen. Es war die Geburt des Heilands in Bethlehem beschrieben, die große Liebe des himmlischen Vaters, der seinen geliebten Sohn den Menschen geschenkt hatte, die große Freude der Engel und wie jene Hirten die ersten waren, die das göttliche Kind suchten und fanden. Das gefiel dem alten Schäfer so gut, daß er sogleich bereit war, sich dies Blatt zu halten.

Als Imrich, der bemerkt hatte, daß der Nachmittag zu Ende ging, sich zum Aufbruch rüsten wollte, sagte der Schäfer: „Wohin willst du gehen, mein Sohn? Die Sonne wird gleich untergehen, es wird rasch dunkel und daheim erwartet dich niemand. Du kannst bei uns übernachten, wir haben Platz genug. Lange habe ich mich mit niemand so aussprechen können, denn heute wollen die Leute von den göttlichen Dingen nichts hören. Gar oft habe ich mich danach gesehnt, einem Menschen zu begegnen, der das Wort Gottes besser verstünde wie ich. Oft erschien ich mir wie der Prophet Elia, der auch

dachte, daß er allein übriggeblieben sei, bis der Herr ihm sagte, daß er noch Siebentausend habe, die hin und her zerstreut seien. Als Katuschka las, da jubelte mein Herz, ich fühlte, daß jene, die dies Blatt geschrieben haben, auch zu den Siebentausend gehören, die ihre Knie nicht vor dem Gott dieser Welt gebeugt haben, sondern vor dem Sohn, der uns gegeben ist. So bleib du nur bei uns, mein Sohn, wir haben einander noch viel zu erzählen.“

O wie gerne blieb Imrich da, wenigstens für eine Nacht. Er half dem Alten alles, was nötig war, zu besorgen. Dabei sah er, wie hübsch dies ärmliche Anwesen war. Auf keinem Bauerngut hatte er noch solche Ordnung angetroffen. Als er das lobte, lachte der alte Schäfer: „Wenn der Mensch wenig Platz hat, braucht er Ordnung, dann kann er erstaunlich viel unterbringen, denn die Not lehrt ihn gar manches. Gar lange Zeit hatten wir nur jene große Wohnküche, dann aber wurde meine Frau krank, und so baute ich unseren großen Hausboden um, den wir nicht so nötig brauchten. Gott selbst hat mir diesen Gedanken eingegeben, er wußte, daß meine Frau diese Giebelstube Jahre hindurch brauchen würde!“ Es war in der Tat eine hübsche Stube. Es standen zwei Betten, ein eiserner Ofen, ein kleiner Tisch und zwei Stühle darin. Es waren hübsche, städtische Möbel. „Die hat uns die selige Frau Gräfin gegeben, als sie das Schloß verließ. Sie kam noch zu uns, um Abschied zu nehmen, und es freute sie sehr, daß ihre Borka solch ein stilles Stübchen haben sollte. Sie hat sie sehr gern gehabt, als wir bei ihr dienten. Es war eine gute Dame, mit ihr konnte ich oft über göttliche Dinge reden, wenn sie mich auf der Alm besuchte. Nun ist sie schon in der Ewigkeit, und ich hoffe, daß der Herr ihr die himmlische Seligkeit geschenkt hat.“

Es schien Imrich fast unglaublich, daß er in solch einem Bett schlafen sollte, aber es war wahr. Katuschka schlief nicht im Giebelstübchen, um nicht die Treppen steigen zu müssen. Sie stand früher auf als der Großvater, denn dieser kam oft später heim. Als die beiden am Morgen herunterkamen, war das Frühstück schon fertig. Die Arbeit im Hofe besorgten die beiden Männer und erlaubten ihr nicht, etwas Schweres zu arbeiten. Sie hatte ja genug zu tun: sie kochte, räumte auf, wusch, wenn man ihr Wasser brachte, auch spann sie den feinsten Faden und nähte alles, kurz, sie hielt den Großvater wie aus dem Schmuckkästchen. In jener ersten Nacht hatten die beiden Männer nicht viel geschlafen. Imrich hatte erwähnt, daß Katuschka wohl über seine Erzählung geweint hatte, und der Großvater hatte mit einem Seufzer geantwortet: „Vielleicht ist ihr ihre Kindheit in den Sinn gekommen, und darüber weint sie mitunter.“

„Aber“, rief Imrich überrascht aus, „sie ist doch bei Euch gewesen!“

„Sie war nicht immer bei uns, sie hatte Eltern.“ Traurigkeit bedeckte das Gesicht des Greises. „Vielleicht ist es gut, wenn ich dir ihre Geschichte und ein Stück meines eigenen Lebens erzähle. Du kannst manches daraus lernen. Wenn der Mensch alt ist und dann auf alle diese Dinge zurückblickt, versteht er vieles besser und gar manches ‚Warum?‘ wird ihm klar.“ In der Tat hörte sich die Erzählung des alten Schäfers an wie eine spannende Geschichte.

„Auch ich bin in großer Armut geboren, wie du, mein Sohn“, begann der Alte. „Nur mit dem Unterschied, daß sich bei uns nach dem Tode meines Großvaters alles zum Besseren wandte. Jener Arme war nämlich ein Trinker gewesen, der seine ganze Familie ins Unglück gebracht hatte und dann selbst elend ums Leben kam. Eines Tages



fuhr er in betrunkenem Zustand über die Gran und ertrank samt den Pferden. Mein Vater, der glücklich ans andere Ufer gelangt war, mußte das Schreckliche mit ansehen. Damals tat er das Gelübde, niemals einen Tropfen berauschenden Getränkes zu trinken, und dies Gelübde hat er mit Gottes Hilfe treu gehalten. Es begann dann ein anderes Leben bei uns, und obwohl sich unsere Eltern noch lange quälen mußten, um alle Schulden zu bezahlen, so halfen wir Kinder ihnen treulich dabei, bis wir auch bessere Zeiten erleben durften.

Wir hatten eine große Bibel im Hause. In der las mein Vater häufig, und was er erkannte, das setzte er in die Tat um und hielt auch uns Kinder dazu an. Wer sich an Gott hält, den verläßt er auch nicht! Auch uns hat er nicht verlassen, wir brauchten niemals mehr Hunger zu leiden. Um unsere Hütte her war ein Garten, der uns zum Teil ernährte. Dort fand man alles, von Haselnüssen bis zu Honigbirnen. Wenn es gar nichts anderes gab, dann gab es wenigstens Holzbirnen, die wir für den Winter dörreten. Wir waren vier Kinder, zwei Schwestern, die sich früh und gut verheirateten, und zwei Brüder. Wir Brüder pflegten die Eltern bis zum Tode.

In meiner Kindheit sagten alle, daß ich ein kluger Junge sei. Das sollte man niemals vor einem Kinde sagen, denn das menschliche Herz ist sehr töricht. Es bildet sich gleich viel ein. So erging es auch mir. Sogar unser alter Herr Lehrer, der sonst ein so kluger und guter Mann war, sagte oft, daß er mich, der ich nur im Winter zur Schule gehen durfte, mehr lehren könne, als die anderen, die das ganze Jahr über gingen. Das sei deshalb, weil mein Verstand nüchtern und nicht vom Alkohol angekränkelt sei. Er lieh mir allerhand Bücher über Pflanzen und Tiere, sowie über fremde Länder in der weiten Welt.

Wie gesagt, aus diesen Büchern konnte ich allerlei Gutes lernen, aber mein Lieblingsbuch blieb die Bibel. Die Leute rühmten meine Klugheit, auch vor den herrschaftlichen Beamten, und so kam ich in den Dienst des Herrn Grafen. Er gab mir die Jagdhunde und so allerlei zu versorgen. Die Tiere hatten mich gern, sie fühlten wohl, daß ich ihr Freund war. – Im Schloß und auch im Maierhof wurde nur ungarisch gesprochen; ich mußte diese Sprache lernen. Gar gut erinnere ich mich an die Worte meines alten Lehrers, als er mir ein altes Wörterbuch schenkte: „Du brauchst dich nicht einen ‚dummen Slowaken‘ schelten lassen, du hast, Gott sei Dank, Verstand genug. Du wirst ihre Sprache rasch lernen, aber lerne sie nicht von der Dienerschaft, sondern gib acht, wie die Herrschaften sprechen! Es ist auch eine schöne Sprache, wenn sie schön gesprochen wird. Am schönsten sprechen sie die ungeratenen Slowaken, die sich den Ungaren angeschlossen haben – und solche wirst du in der Umgebung des Herrn Grafen zur Genüge finden!“ Ich folgte seinen Worten und habe diese Sprache von den Herrschaften gut gelernt. Sie waren mir selbst dabei behilflich.

Als mich nämlich später der Herr Graf nach Niederrungarn mitnahm, das heute zu Jugoslawien gehört, wo er auch ein großes Gut besaß, kam ich mit vielen Herren zusammen. Unter diesen war auch einer, der ordentlicher war als die übrigen. Dieser traf mich eines Morgens im Garten beim Lernen an und als er erfuhr, daß ich gerne schön und gut ungarisch sprechen wollte, gab er mir jeden Tag ein wenig Unterricht. Er ließ mich lange Verse auswendig lernen, und wenn er mich überhörte, zeigte er mir, wie ich sie aussprechen mußte. Heute, in meinen alten Tagen, denke ich oft, daß wir slowakische Bauern weniger Schmach von denen, die über uns

herrschten, hätten ertragen müssen, wenn wir unseren Verstand und unser Hab und Gut nicht vertrunken hätten und wenn wir dafür gesorgt hätten, daß wir klüger würden. Aber, mein Sohn, die wahre Weisheit, die dem Menschen wirklich nütze ist, kann er nur aus einem Buche lernen – und das ist die Bibel. Aus ihr lernt der Mensch, Gott den Herrn zu fürchten und seinen Geboten zu gehorchen. Die Gottseligkeit aber ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Vor wieviel Bösem mich der Herr durch sein Wort bewahrt hat, das erkenne ich erst im Alter und danke ihm sehr dafür.

Mein Vater war mir darin eine große Hilfe. Er machte nicht viele Worte, aber es gab keinen Menschen, der ihn zu etwas Bösem hätte verleiten können, so sehr fürchtete er Gott.

Ich hatte in meiner Jugend viele Versuchungen, aber wenn ich mich an meinen Vater erinnerte, so hielt mich das stets vom Bösen ab. Ach, was für ein Beispiel gaben hingegen jene herrschaftlichen Väter ihren Söhnen! Furchtbar, nur daran zu denken! Auch von unserem Herrn Grafen galt es: „Wie der Vater, so der Sohn!“ Er war sonst ein guter Mensch, aber das Wort Gottes sagt: „Ihr ginget, wie ihr geführt wurdet!“

Als ich zum Militär kommen sollte, starb unser Vater. Mein Bruder diente bereits als Soldat, und so gelang es dem Herrn Grafen, mich als Sohn einer Witwe freizubekommen. Ich durfte heimkehren und unsere Wirtschaft übernehmen. Da riet mir meine Mutter, mir und ihr eine Gehilfin ins Haus zu bringen. Eine solche hatte ich mir schon lange ausgesucht, noch als wir zur Schule gingen, ich in die erste, sie in die vierte Klasse. Schon damals hatte ich mir vorgenommen, wenn ich die Kleine über

den Bach trug, daß sie und keine andere einmal meine Frau werden sollte. „Haus und Güter vererben die Eltern, aber ein verständiges Weib kommt von dem Herrn.“ Solch ein gutes, treues Weib, wie meine Borka\* war, konnte nur Gott selbst mir geben. Heute weiß ich das, damals aber dachte ich, daß ich sie selber gefunden und daß sie mich genommen hätte, weil ich hübsch und klug war. Manche reiche Bauern hätten mir ja auch ihre Tochter gegeben – und Borka hatte nichts, als sich selbst. So ist der Mensch: wenn es ihm gut geht, dann schreibt er sich das selbst zu. Hat er sich aber etwas Schlimmes eingebrockt, dann sagt er, daß Gott ihn mit diesem Kreuz heimsuche.

Bald nach unserer Hochzeit verheiratete sich auch der älteste Bruder meines Schwagers und wollte bei uns wohnen, bis ihm der Bruder die Mitgift seiner Frau aus dem elterlichen Erbe ausbezahlt haben würde. Dann wollten sie nach Amerika zu einem Onkel gehen. Der Herr Graf war froh darüber, daß ich von meiner Mutter fort konnte und machte mich zum Schäfer auf der Alm von Sielnitz. Wenn ich an jene vier Jahre zurückdenke, die wir dort verbrachten, dann erscheinen sie mir wie ein schöner Traum. Am Ende des zweiten Jahres schenkte Gott uns ein Söhnchen, an dem wir uns nicht genug erfreuen konnten. Es war so schön und gesund, es wuchs heran und begann schon zu laufen und zu reden – aber dann kamen die Zähnnchen und wir mußten seine furchtbaren Schmerzen mit ansehen. Obwohl schon viele, viele Jahre darüber vergangen sind, sehe ich noch mitunter jene Augenblicke vor mir, in denen mein süßer kleiner Ondrejko\* starb. Später erkannte ich, daß dieser Tod meines Erstgeborenen eine Heimsuchung von Gott war,

---

\* Abkürzung für Barbara.

\* Andreas

denn wir lebten schon auf Erden wie im Paradiese und dachten überhaupt nicht mehr an den Himmel. Auch das Wort Gottes lasen wir nicht mehr – wir hatten keine Zeit dafür, die gehörte unserem Kinde, für das wir Gott nicht einmal recht gedankt hatten. Und wieviel Pläne hatten wir bei Tag und bei Nacht gemacht, wie wir den Knaben erziehen wollten und was einmal aus ihm werden sollte! Wäre mir das alles gelungen, wer weiß, Welch ein stolzer und eingebildeter Mensch heute irgendwo ohne Gott und ohne Christus in der Welt herumlaufen würde. So ist er gut aufgehoben, und einst werde ich ihn ewiglich wieder haben.

Indessen war mein Schwager mit seiner Frau endlich nach Amerika ausgewandert. Dafür war mein Bruder vom Militär zurückgekehrt, so daß jemand bei meiner Mutter bleiben konnte, und so nahm uns die Frau Gräfin, die den Sommer auf der Alm in Sielnitz verbracht hatte, mit nach Niederungarn. Ich erhielt vom Herrn Grafen die Stelle des zweiten Schäfers auf seinem dortigen großen Maierhof, wo ich hundert Schafe und viele Leute unter meiner Aufsicht hatte. Die Frau Gräfin nahm Borka in die Küche, wo die Köchin sie anlernen sollte, bevor sie die Stelle verließ, um sich zu verheiraten. Hier verbrachten wir sechzehn Jahre.

Es war ein buntes Leben, gut und böse. Waren wir unserer Herrschaft treu, dann verdarben wir es uns mit jenen, die sie bestahlen, und taten wir so manches, was mit den Geboten Gottes nicht übereinstimmte, so quälte uns das Gewissen, daß wir gegen Gott sündigten. Meine Borka hatte, obwohl sie schon den Dreißigern zuzuging, wegen ihres hübschen Gesichts mancherlei Versuchungen und Belästigungen zu erdulden, und zwar nicht nur von den zudringlichen Beamten, sondern auch von den Gästen des Herrn Grafen. Mir klagte sie es nicht, weil

sie sich schämte, sondern trug alles still für sich. Nach zwei Jahren wurde uns ein Töchterchen geboren, das uns endlich über Ondrejkos Verlust tröstete. Gott hatte es uns bewiesen, daß er uns nicht zürnte – das war uns ein großer Trost. Auf Wunsch der Frau Gräfin nannten wir es Erzika, zu deutsch Elisabeth. Unsere Erzika hinderte uns niemals daran, das Wort Gottes zu lesen. Sie war ein gutes, gesundes Kind, solch ein weißes Täubchen. „Ich schätze sie als Gottes größte Gabe“, pflegte meine Borka zu sagen, „aber den Herrn, der sie uns gegeben, habe ich noch lieber.“

Als sie drei Jahre alt war, übersiedelte Frau Gräfin in den großen Maierhof. Es war dort ein Bad in der Nähe, das unser Herr Graf hatte graben lassen, als daselbst eine warme Quelle gefunden wurde. Sie hatte dort eine Wohnung bereit, denn sie sollte die Kur gebrauchen. Borka war jetzt im Maierhof Beschließerin. Für uns waren es die besten Jahre, die wir dort verlebten, was das Irdische anbelangt. Wir hatten beide unseren Lohn, dazu noch Trinkgelder, so daß wir uns einige hundert Kronen ersparen konnten. Mein Bruder kaufte uns dafür neben unserem Garten einen Acker und eine Wiese.

In jenen Jahren war ich nur einmal daheim. Mutter ließ sich überreden, mit mir zu uns zu kommen, aber sie hielt es nur ein Jahr bei uns aus. „Es geht mir hier sehr gut, Kinder, es fehlt mir nichts. Aber laßt mich wieder nach Hause! Hier in dieser Ebene ist es mir so bange nach unseren Bergen und Wäldern, mir ist es, als müßte ich hier sterben.“

Nun, als im Herbst unsere Pferde wie alljährlich Mehl und Lebensmittel nach Sielnitz fuhren, da nahmen sie auch unser Mütterchen mit. Wir ließen sie ziehen, denn auch uns half nur die Hoffnung, daß unsere Herrschaft bald in die Heimat zurückkehren würde, über unser

Heimweh hinweg. Wer in den Bergen geboren ist, den zieht es eben bis in den Tod wieder zurück.

Das große Gut samt dem Schloß in P. war das väterliche Erbe des Herrn Grafen. Es war ein prächtiges Rittergut, aber leider, leider schon fast ganz verspielt. Der Herr Graf liebte das Kartenspiel sehr, aber alle sagten, daß er ein schlechter Spieler sei und er von seinen Freunden nur betrogen würde. Als seine drei Söhne herangewachsen waren, da wurde es immer ärger, denn diese jungen Herren, die, wie man so sagt, noch Grünschnäbel waren, taten auch nichts anderes, als Karten spielen. Wieviel die arme Frau Gräfin darüber geweint hat, das wußte meine Borka am besten.

Das Schloß Sielnitz gehörte der Frau Gräfin, dort war sie geboren, von dort aus hatte sie geheiratet. Es war auch ein schönes Gut mit drei großen Almen, auf denen viele Schafe gezogen wurden. Die Frau Gräfin schickte von Zeit zu Zeit allerlei von ihren Sachen, die sie gern für ihre Familie erhalten wollte, dahin, denn sie fürchtete nicht mit Unrecht, daß sich das Gut P. nicht würde halten können. Als unsere kleine Erzika geboren wurde, bekam sie die ersten zwei Jahre alle ihre Sächelchen von der Frau Gräfin. Aber als unser Kind drei Jahre alt war und Borka jene Stelle als Beschließerin erhalten hatte, da zog sie der Kleinen ein gesticktes Hemdchen nebst Leibchen an, wie es die Slowakinnen tragen. Sie wollte, daß die Kleine die Tracht trüge. Als die Frau Gräfin das Kind zum ersten Male darin sah, fürchtete ich, sie könnte es übelnehmen und denken, daß Borka ihre hübschen Sachen nicht schätze. Aber nein: sie sagte nach einem Weilchen:

„Du hast recht, Borka, wenn du sie von Kind auf in die Tracht kleidest, so daß sie ihrem Stande nicht entfremdet wird. Sie würde sonst nicht wissen, wohin sie

gehört. Ein Bauer würde sie in städtischen Kleidern nicht nehmen, und ein Herr würde um sie nicht kommen. Käme einer, dann müßtet ihr ihn fortschicken, wenn ihr euer Kind nicht unglücklich machen wolltet. Wenn Gott ihr solch ein Eheglück schenken wollte, wie euch beiden, dann könntet ihr nichts Besseres auf der Welt wünschen. Wenn sie herangewachsen ist, dann gebt sie nur dem, der sie aufrichtig liebhaben wird und dem sie auch gut ist – alles andere hat ja doch keinen Wert.“

In der Tat haben wir die Frau Gräfin gar oft bedauert. Sie war solch eine gute Dame, aber sehr unglücklich. Auch der Herr Graf war eigentlich ein guter Mensch, aber ein jeder konnte mit ihm machen, was er wollte. Alle bestahlen ihn, und ein jeder konnte ihn zu dem Schlimmsten verleiten, und zwar nicht nur die Herren, sondern auch die mancherlei Damen, die ins Haus kamen. So war unsere kleine Erzika schon zwölf Jahre alt, als wir nach Sielnitz übersiedelten, allerdings noch nicht für dauernd, denn die Sache mit dem Gutsverkauf ging sehr langsam, und je länger es sich hinzog, desto weniger wurde dafür geboten.

Wir taten der Frau Gräfin den Willen. Als unsere Tochter herangewachsen war und solch ein hübsches Mädchen geworden, daß gar mancher sich um sie bewarb, gaben wir sie dem, den sie sich sehr wünschte und von dem wir glaubten, daß auch er sie sehr schätzte. Es war ein gar schmuckes Paar, und viele beneideten mein Kind um dies Glück, denn Ferko Malatinsky war der älteste Sohn des reichen Richters. Mit Beschämung muß ich dir bekennen, daß es das erste mal war, daß ich nicht auf Borka hörte, denn es gefiel mir sehr wohl, daß der ordentlichste Jüngling des Dorfes, der Sohn aus solch guter Familie und aus solch reichem Hofe, sich um meine Tochter bewarb. Borka sagte, daß Erzika für solch gro-



ßes Bauerngut zu schwach sei. Zwar tat sie jede Arbeit spielend leicht, denn sie tat alles mit Freuden und war auch sehr geschickt. Aber die schwere landwirtschaftliche Arbeit war sie nicht gewöhnt. Und namentlich – sagte Borka – war der junge Mann zwar rechtschaffen und die Familie angesehen, aber man sah dort die Bibel weder am Sonntage noch am Werktage, und Erzika war christlich erzogen und bei der Bibel herangewachsen. Ich aber meinte, daß sie ihnen das Wort Gottes ins Haus bringen würde, denn sie hatten sie alle lieb, besonders der alte Richter. Heute, wo ich alt bin, sehe ich, daß es wieder nur mein eigenes, stolzes Herz war, das so redete, wie es ihm in den Kram paßte, und noch dazu fromm redete, wenn es nur seinen Willen bekam.

Auch das muß ich sagen, daß ich Erzika nicht widerstehen konnte, als sie mich mit ihren lieben Augen anblickte und mich bat, ihr doch Ferko zu geben. Ich wußte, was Freud und Leid der Liebe ist und dachte, daß ich mein einziges Kind eben am besten verstünde. Genug, die Hochzeit wurde gefeiert, und kaum hatten wir uns ein wenig am Glück unseres Kindes erfreut, da mußten wir wieder nach Südungarn übersiedeln. Wir gingen sehr zufrieden fort, besonders ich. Beide begleiteten uns noch ein Stück Weges. Mir lachte das Herz im Leibe, so sehr freute ich mich mit ihnen. Aber kaum waren wir wieder im Unterlande, da legten sich all die Sorgen unserer Herrschaft auch wieder auf unsere Schultern. Aus dem einen Jahre, von dem man gesprochen, wurden zwei bis drei Jahre. Die Sache zog sich endlos hin und wir konnten uns nicht rühren, denn bald war unsere Herrschaft so schlimm dran, daß sie uns sogar den Lohn schuldig blieb. Da, nach anderthalb Jahren hörten wir, daß Erzika krank sei. Bisher hatte sie uns öfter geschrieben, und es waren stets gute Nachrichten gewesen. Nach einigen

Monaten erhielten wir die Nachricht, daß ihr ein Kindchen geboren sei, aber daß sowohl die Mutter wie auch das Kind krank seien. Und nun erhielten wir keine gute Nachricht mehr. Ein halbes Jahr später starb Erzika, ohne daß wir sie wiedergesehen hätten, ja, wir konnten nicht einmal zu ihrem Begräbnis reisen. Man schrieb uns, daß das Kind sehr schwach sei und gar nicht zu Kräften kommen könne, es habe die englische Krankheit, keine ordentlichen Knochen. Wir baten den Herrn, das arme kleine Waislein doch lieber zu sich zu nehmen, denn wir dachten uns, daß es dort in der großen Wirtschaft nur im Wege sei. Eine Woche um die andere versprach die Frau Gräfin meiner Borka, daß sie fahren dürfe, um das Enkelchen abzuholen, aber es vergingen Monate, bis es dazu kam. Endlich kam sie mit dem elenden Kindchen heim. Es war schon zwei Jahre alt, aber nichts als Haut und Knochen. Die Füßchen waren ganz verkrümmt und das Gesichtchen so verängstigt, als fürchte es sich vor der ganzen Welt. Da erst erfuhren wir, wie sich die ganze Sache verhalten, und ich mußte mich überzeugen, daß Borka recht gehabt hatte. Erzika hatte nicht in diese große Wirtschaft gepaßt. Weil ihr immer alles geglückt war, was sie angriff, hatte sie über ihre Kräfte gearbeitet, um es ihrem Mann und den anderen recht zu machen, und niemand hatte gebremst. Als sie dann nicht weiter konnte, hatte ihr niemand geholfen. Sie hatten die Scheune auf einem Hügel, und wenn Erzika das Futter für das Vieh holte, hatte sie sich stets ein möglichst großes Bündel aufgeladen. Eines Tages war Glatteis, sie glitt aus und rollte samt dem Bündel den Abhang hinab. Sie konnte sich von ihrer Last nicht befreien, und so fanden sie sie erst nach geraumer Zeit halb erstickt am Boden liegen. Die Arme hatte sich selbst und auch dem Kindlein Schaden getan. Wie es so in dem elenden, sie-

chen Leibe sich bildete, woher sollte es Kraft nehmen? Aber bei den Bauern ist es so: Solange ein Mensch gesund ist und tüchtig schaffen kann, solange ist er ihnen lieb und wert. Aber hinlegen darf er sich nicht; denn wenn er nach zwei bis drei Wochen nicht aufsteht, so fehlt ihnen nicht nur seine Arbeit, und sie ärgern sich, daß sie für ihn schaffen müssen – aber daß sie ihn obendrein noch pflegen sollen – nein, dazu haben sie keine Zeit.

Wäre die Mutter des alten Richters nicht im Hause gewesen, die auch schon solch ein armer Krüppel war und nicht mehr arbeiten konnte – wäre diese Frau nicht gewesen, Erzika hätte samt ihrem Kindlein verhungern können. Das Ärgste war, daß dem Mann an der kranken Frau nichts mehr lag, und daß er für solch einen Krüppel, wie sie das Kind nannten, keinen Blick hatte. Darum war auch das Kind so scheu; denn obwohl es eine Frühgeburt war, war doch sein Verstand weit über sein Alter entwickelt. Dies Kind wußte und fühlte, wie unwert es allen war, es verstand die Schimpfnamen, die sie ihm gaben, seitdem seine Mutter nicht mehr da war. Und wenn ich es anblickte, dann kamen mir selbst oft die Tränen, daß ich auch daran schuld sei, daß es auf die Welt gekommen war. Es war, als ob die großen Augen mich fragten: „Großvater, wozu bin ich eigentlich auf der Welt?“

Die Frau Gräfin, obwohl selbst schon krank, tat alles mögliche, auch der Herr Doktor, der zu ihr kam, versuchte sein Bestes und quälte das arme Würmlein nicht wenig, um die gekrümmten Glieder zurechtzubringen. Bei dem rechten Fuß gelang es ihm, auch die schwachen Knochen kamen in Ordnung als das Kind gut gepflegt und genährt wurde, nur der linke Fuß blieb ein wenig kürzer. Und als wir dann wieder hierher heimkehren

durften, da war es, als hätten unsere Berge und Wasser der Kleinen neues Leben geschenkt. Sie wurde ganz gesund und wuchs heran wie eine Blume, die aus einem dunklen Keller ans helle Sonnenlicht verpflanzt worden ist. – Nun, darum hat Katuschka wohl geweint, weil ihr deine Geschichte ihre eigene ins Gedächtnis gerufen hat. – Aber höre, Imrich, was treiben wir? Höre nur – der Hahn kräht – es geht auf zwei Uhr. Es wird Zeit, daß wir ein wenig schlafen!“

„Ich möchte lieber nicht schlafen“, erwiderte der Schleifer: „Ich möchte noch vieles wissen, wie es dann weiter geworden ist.“

„Du hast recht, es ist noch viel. So der Herr will, erzähle ich es dir später einmal. Aber jetzt wollen wir schlafen, denn wir müssen bald aufstehen.“

Sie standen aber nicht auf, denn es dämmerte nicht. Allein sie bemerkten es nicht, weil sie fest eingeschlafen waren. Endlich hörte Imrich von unten Katuschkas liebe, besorgte Stimme: „Großvater, warum steht Ihr heute nicht auf? Was ist Euch geschehen? Es ist schon acht Uhr vorbei.“

„Was? Acht Uhr?“ meldete sich Schäfer Orlik. „Aber das kann doch nicht sein, es ist ja noch ganz dunkel.“

„Wir sind ganz eingeschneit. Es ist eine Mauer, die höher reicht als das Fenster, ich habe mir erst einen Weg zum Brunnen graben müssen.“

Die Männer sprangen mit beiden Füßen aus den Betten und überzeugten sich, daß Katuschka recht hatte. Es war keine Rede davon, daß Imrich am Morgen fortgehen könnte, er mußte ihnen doch helfen, sich aus dem Schnee herauszuarbeiten. Die Nachbarn erzählten, welch ein furchtbares Schneetreiben das in der Nacht gewesen sei, und sie hatten nichts davon gemerkt. Ach ja, das Schneetreiben im menschlichen Leben ist oft noch viel

schrecklicher, und die Verwehungen, die zurückbleiben, kann man nicht mit Schaufeln fortschaffen...

Den ganzen Vormittag hatten die beiden Männer Arbeit, um das Hüttchen vom Schnee zu befreien, so daß die Mauern nicht von der Nässe Schaden litten. Gerade als sie vom Mittagbrot aufstanden, bekam Schäfer Orlik die Botschaft, daß beim Felsen von S. solche Schneemengen lägen, daß man nicht auf die obere Alm gelangen könne. Dort hatte der Schäfer noch die Aufsicht, obwohl er eigentlich nicht mehr im Dienste des Herrn Grafen stand. Er hatte auch fünf eigene Schafe, zwei alte und drei junge, oben, deshalb mußte er sich gleich auf den Weg machen und nahm Imrichs Anerbieten, ihm zu helfen, dankend an. Nur mußte Imrich sich dazu besser ausrüsten. Er lieh ihm einen kurzen Pelz von seinem Bruder, sowie hohe Schaftstiefel.

Als er ihm die Pelzmütze aufsetzte, lachten alle herzlich über sein verändertes Aussehen, aber es galt sich zu eilen und keine Zeit zu verlieren. Es gab noch viel zu tun, und es war später Abend, als die beiden Männer heimkehrten. Aber das Schneetreiben hatte auf dem gräflichen Besitz so viel Schaden angerichtet, daß Schäfer Orlik und Onkel Imrich noch eine ganze Woche hingehen mußten, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

Oft kommt eine Nachricht gerade dann, wenn man sie am allerwenigsten erwartet. So traf auch im Schloß Sielnitz die Kunde ein, daß der Herr Graf zur Jagd kommen wolle. Das bedeutete, wenigstens für zehn Personen Platz zu schaffen.

Sielnitz war ein schönes, prächtig eingerichtetes Herrenhaus, aber seit dem Tode der Frau Gräfin war es nicht mehr regelmäßig bewohnt worden, darum war es für die Beschließerin keine Kleinigkeit, alles für die angekündigten Gäste vorzubereiten. Da zeigte es sich, wie

brauchbar Onkel Imrich war, daß er wirklich Fähigkeiten zu neuerlei Handwerk besaß. In diesen Tagen konnten sie ihn überall so gut gebrauchen, als wäre er schon lange im Hause, mit allen Arbeiten vertraut.

In der Hauptsache sollte es eine Eberjagd sein, und da gab es allerlei zu schleifen. Der alte Lakai Johann, der das immer besorgt hatte, war vergangenen Winter gestorben. Sie hatten einen Schleifstein und alles Nötige, nur der Schleifer fehlte. Deshalb freuten sie sich, als Schäfer Orlik ihnen sagte, daß Onkel Imrich eigentlich ein guter Schleifer sei. Nachdem Imrich den Schleifstein in Ordnung gebracht hatte, konnte sich das Küchenpersonal gleich davon überzeugen, und so führten sie ihn in die sogenannte Waffenkammer, wo all die Gewehre umherhingen, die bis zur Ankunft des Herrn Grafen gereinigt werden sollten.

Am Anfang der folgenden Woche, als er aus dem Hofe ins Schloß eilte, stand gerade ein Weiblein aus dem Dorfe neben der Frau des Großknechtes und blickte ihm verwundert nach: „Was will denn der Bucklige da? Schon zum dritten Male sehe ich ihn hier vorbeilaufen. Das ist doch irgendein Landstreicher, der gewiß geliebene Kleider trägt.“

„Das dürft ihr nicht sagen“, erwiderte kopfschüttelnd die Frau des Großknechts. „Das ist ein ordentlicher Mensch, denn Schäfer Orlik hat ihn hergebracht und Ihr wißt doch, daß der nicht den Erstbesten mitbringt.“

„Schäfer Orlik? Ei, das glaube ich wohl! Aber wie ist der zu solch einer Bekanntschaft gekommen?“

„Wie er zu ihm gekommen ist, das weiß ich nicht, aber wir sind ihm dankbar dafür, er hat uns damit geholfen, wie dem Hungrigen mit einem Stück Brot. Er ist ein sehr guter Schleifer. Ihr wißt doch, daß Johann gestorben ist. Was würden die Herren machen, wenn sie

alles so verrostet vorfinden würden? Solche Herren denken eben, wenn sie was befehlen, so müsse es auch sofort geschehen!“

Die Frauen setzten das Gespräch noch fort, Onkel Imrich hatte nur den Anfang davon gehört, und diese Worte hatten ihm bitter weh getan. Er konnte sie nicht von sich abschütteln, wie ehemals. Es war ihm nicht mehr so einerlei, was man von ihm dachte. Er wußte, daß er Gott angehörte, daß sein lieber Sohn, der Herr Jesus Christus, ihn liebte – aber die Menschen verspotteten ihn wegen seines körperlichen Gebrechens, wegen seiner Armut.

Als er an jenem Abend heimkehrte, bemerkte Katuschka, daß er traurig war. Er fing nicht, wie sonst, ein fröhliches Gespräch an, sondern setzte sich still in ein Eckchen, als wolle er sich vor sich selbst verstecken. Auch als Großvater heimkam und beim Abendbrot allerlei erzählte, gab er nur einsilbige Antworten. Als sie dann das Wort Gottes gelesen hatten, brachte er nur schnell Wasser und Holz herein, rief: „Gute Nacht!“ und begab sich zur Ruhe. Ach, wenn sie geahnt hätten, was er auf seinem Lager alles dachte! Sie fühlten, daß er traurig war, – wie traurig – das ahnten sie nicht.

„Großvater, was fehlt Onkel Imrich?“ fragte Katuschka besorgt. „Hat ihm dort jemand etwas Böses gesagt?“

„Das denke ich nicht, mein Kind. Alle riefen uns nach: ‚Imrich, komm morgen wieder‘. Sie haben ihn alle gern, und mit Recht. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wieviel er ihnen geholfen hat. Ihm ging alles wie spielend von der Hand. Ich habe doch auch von Gott Verstand bekommen, aber so gewandt war ich niemals. Bei ihm ist Denken und Tun eines. Während die anderen noch über eine Sache berieten, hatte er sie schon durchdacht und ausgeführt. Er spricht nicht viel, aber was er

sagt, hat Hand und Fuß. Auch der Herr Verwalter, der doch sonst ein gar stolzer Herr ist und unsereinen kaum beachtet, nickte mit dem Kopfe, als er hörte, daß Imrich auch Uhren reparieren könne und sagte: „Wenn er so gut Uhren reparieren kann, wie schleifen, dann möchte ich ihn die Uhr im Speisesaal reinigen lassen!“ Es ist eine große, altertümliche Wanduhr, die Frau Gräfin hat sich immer einen Uhrmacher dazu kommen lassen, weil sie sie nicht aus dem Hause geben wollte. Heute hat er die Uhr bereits gereinigt, und der Herr Verwalter war sehr erfreut, als Imrich ihm sagte, daß dieser Uhr bloß ein Rädchen fehle, und daß auch eine bereits ziemlich abgenützte Saite ersetzt werden sollte, damit sie wieder gehen und schlagen könne wie ehemals. Der Herr Verwalter will das besorgen, um dem Herrn Grafen damit eine Freude zu machen. Darum sage ich, daß ihm im Schloß niemand ein böses Wort gegeben hat, es müßte denn irgendein Fremder gewesen sein, und ein solcher ist ihm nicht begegnet.“

Und was dachte Imrich, der sich unter sein Federbett verkrochen hatte? Er dachte an den großen Spiegel im Speisesaal, auf den seine Augen gefallen waren, und in dem er sich ganz gesehen hatte und neben sich die stattliche Gestalt des Herrn Verwalters, und es war ihm, als hörte er wieder die Worte jenes Weibleins: „Was will der Bucklige hier? Das ist doch ein Landstreicher, der nur geliehene Kleider an hat.“

Die Frau hatte recht, was wollte er hier, unter den anständigen Leuten? Wohin hatte ihn Schäfer Orlik da gebracht? Er, solch ein Landstreicher in geliehenen Kleidern, war die ganze Woche in den herrschaftlichen Zimmern ein- und ausgegangen. Er hatte nur an seine Arbeit und an nichts anderes gedacht, es war ihm nicht einmal eingefallen, an sich selbst zu denken. Aber die anderen



Leute hatten ihn gesehen, so wie jene Frau, und wie viele mochten wohl gedacht haben, was diese ausgesprochen hatte! Für ihn war nur das wüste Kämmerlein in Zabuschkas Hause, auch diese Stube hier war zu gut für ihn! Er dachte an die vergangene Woche – mit welcher Freude er am Abend heimgeilt war. Es war ihm wirklich gewesen, als ginge er nach Hause. Er hatte vergessen, daß Schäfer Orlik ihn nur aus Mitleid aufgenommen hatte, obgleich er ein Landstreicher war.

Wenn Katuschka ihn so freundlich begrüßt hatte, und nicht nur den Großvater, sondern auch ihn angelächelt hatte, wenn sie in das wohligh durchwärmte Zimmer eingetreten waren, dann hatte er das alles dankbar angenommen und nicht daran gedacht, daß er nur solch ein armer Buckliger war. Wie konnte er ihr nur vor die Augen treten!

Vergeblich wollte er sich einreden, daß der Heiland, der Schönste unter den Menschenkindern, ihn liebe. Zwar war es wahr, denn es stand im Worte Gottes geschrieben. Aber er liebt unser Herz, bei ihm ist kein Ansehen der Person. Allein die Menschen können eben nicht anders, sie müssen die Menschen ansehen.

„Ach, ich muß so bald wie möglich fort von hier, und dann will ich mich nie wieder hier blicken lassen. Sonst würde ich mich hier so eingewöhnen, daß ich eher sterben könnte, als mich loszureißen.“ Es war ihm, als müßte er mit jenem unglücklichen Manne sprechen: „Mein Herz, das mich in meinem Unglück trösten sollte, hat mich verlassen!“

Mit dem festen Vorsatz, gleich morgen von Orliks Abschied zu nehmen, schlief Imrich endlich ein. Aber beim Erwachen wurde es ihm klar, daß er das nicht tun konnte. Er hatte in Sielnitz allerlei angefangen, wozu er noch wenigstens zwei Tage brauchte, und er hatte keinerlei

Ausrede, um sein Fortgehen zu begründen, denn ihn rief und erwartete niemand in der weiten Welt. Das eine wußte er, daß er nicht nur bleiben mußte, um Schäfer Orlik keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, sondern daß er auch kein solches Gesicht zeigen durfte, wie gestern abend, denn es war ja niemand an seinem Kummer schuld, und er wollte auch nicht, daß ihn jemand danach fragte.

Katuschka atmete ordentlich erleichtert auf, als sie ihn wieder fröhlicher sah, und der Schäfer dachte, daß er das Unangenehme, das ihm etwa begegnet sei, glücklich verschlafen habe. Das war recht, denn warum sollte sich der Mensch seine gute Laune durch andere Menschen trüben lassen?

Kaum hatte Imrich im Schloß die Küchenmesser beendet, die ihm gestern noch übriggeblieben waren, als der Herr Verwalter zurückkehrte und sie zusammen zur Wanduhr gingen. Eine halbe Stunde später war das Rädchen an seinem Platze, die neue Saite eingesetzt, und das Schlagen der Uhr hallte wie der Klang einer kleinen Glocke durch den großen Speisesaal, zur großen Freude des Verwalters, der die ganze Zeit mit gekreuzten Armen dabeigestanden und Imrichs Arbeit mit den Augen verfolgt hatte. Dabei hatte er ihm immer wieder ins Gesicht geblickt. Plötzlich, als ihre Augen sich begegneten, sagte er:

„Ich muß Sie immerzu ansehen, Kamenar, und damit es Ihnen nicht verwunderlich ist, will ich Ihnen den Grund sagen: Ich hatte als Student einen sehr guten Kameraden, der war gerade so verwachsen wie Sie, aber er hatte auch just solch ein hübsches Gesicht wie Sie und so schöne, traurige, blaue Augen. Gleich, als Sie kamen, haben Sie mich an ihn erinnert. Auch er redete so wenig, aber was er sagte, das war etwas wert. Auch er hielt gar nichts auf seine Kleidung. Nicht, daß er nichts anzuzie-

hen gehabt hätte – aber ihm lag einfach gar nichts an seinem Äußeren. Am liebsten hätte er sich vor den Leuten versteckt, damit sie ihn nicht sehen müßten.

Dafür hatte er Verstand für zehn und hat es auch zu einem sehr tüchtigen Advokaten gebracht. Als wir anderen im Weltkrieg die Unannehmlichkeiten des Schützengrabens auskosten mußten, blieb er davon verschont, und so ist er uns allen zuvorgekommen, namentlich mir, denn ich kehrte erst nach dem Umsturz zurück, und da war es schon zu spät, um aufs neue die Schulbank zu drücken. Ich mußte froh sein, als ich nach einer sehr schlechten Stellung vor fünf Jahren hierher kam. Ich sage Ihnen das deshalb, weil ich weiß, wie sehr bucklige Menschen die gut gewachsenen Mitmenschen beneiden. Auch Sie wären dem Schützengraben nicht entgangen – ja, wer weiß, ob Sie heute noch am Leben wären. Habe ich nicht recht?“

„Ja, Herr Verwalter. Ich danke Ihnen für Ihre gute Ermahnung. Lebt Ihr Freund noch?“

„Ei freilich. Und denken Sie nur, er hat solch eine hübsche, kleine Frau bekommen, wie keiner von uns und ich am allerwenigsten. Ich hatte mir nur eine ausgesucht, und die hat mir ein anderer weggeschnappt. Seitdem habe ich mich nach keiner mehr umgesehen. Aber er ist heute kein solcher Finsterling mehr, das Glück hat ihn lächeln gelehrt. Und seitdem seine Frau für seine Kleidung sorgt, merkt man beinahe nicht mehr, daß er bucklig ist. Aber was habe ich Ihnen da alles erzählt! Jetzt müssen Sie mir dafür Ihre Geschichte erzählen! Denn daß Sie eine solche haben, steht Ihnen auf der Stirne geschrieben.“

Er ließ nicht locker, Imrich mußte ihm wirklich seine Lebensgeschichte erzählen. Der freundliche Herr saß vor ihm im Lehnstuhl, die Arme gekreuzt, und lauschte auf-

merksam seiner Erzählung. Einige Male lächelte er, als Imrich sein Wanderleben mit den beiden Genossen schilderte. Als er dort endete, wo sein neues Leben begonnen, wo er angefangen hatte, Gott in seinem Worte zu suchen, nickte er mit dem Kopfe und sagte:

„Wenn unser guter Onkel Tolstoj noch am Leben wäre, und diese Geschichte hören könnte, würde er ein gar schönes Buch darüber schreiben. Sie haben mir die Wiedergeburt eines Menschen mit wenigen Worten wiedergegeben. Wenn er seine Helden wiedergeboren werden ließ, dann wurde immer ein ganzes Buch daraus. Schade, daß ich Ihnen nicht früher begegnet bin und Sie nicht knipsen konnte. Es wäre ein hübsches Bildchen, besonders der Mäuselmann, wie er „Ordnung macht“. Aber wie armselig auch Ihr Leben war, es war doch ein Leben in Freiheit, wie es in unserer Republik nur wenigen zuteil wird. Noch etwas anderes ist mir dabei klargeworden: auch ich hatte allerlei Kameraden, erst als Student und später als Soldat der österreichisch-ungarischen Armee. Aber Sie müssen nicht denken, daß sie alle viel besser waren als Ihr Mäuselmann. Manche von ihnen hatten auch solche Eigenschaften wie jener Weltschow, und doch war es nur eines, was uns zusammenhielt: Sie sagten zuvor: ‚Dieser Mensch hatte mich lieb, darum ging ich mit ihm.‘ Nun, auch bei uns war es so. Noch heute, wenn ich ihrer gedenke, die vor meinen Augen von Schrapnellen zerrissen oder in den Schützengräben verschüttet wurden, tut es mir leid um sie.

Daß uns Kämpfer eine schöne Kameradschaft verband, ist kein Wunder. Wenn die Liebe der Mörtel ist, der die Menschen untereinander verbindet, dann war unser Mörtel noch durch Ideale und Begeisterung verstärkt, so daß es auch bei uns galt: ‚Einer für alle, alle für einen!‘“

Um die Lippen des Verwalters glitt ein schmerzlicher Zug. Er winkte mit der Hand, als wollte er sagen: „Vorbei, alles vorbei!“ Dann richtete er sich auf:

„Ich muß an meine Arbeit, und auch Sie werden unten sicher schon erwartet, aber wir haben noch nicht zu Ende gesprochen: Sie müssen mir etwas zuliebe tun, weil Sie mich so an meinen Freund erinnern. Vor ein paar Jahren war ich ein gar schwacher Held. Ich habe aus jener Zeit noch ein Bündel Kleider, aber wie Sie sehen, bin ich inzwischen so in die Breite gegangen, daß ich sie nicht mehr anziehen kann. Ich will etwas davon für Sie auswählen!“

„Aber, Herr Verwalter!“

„Kein aber! Wenn Weltschow seinem Kameraden ein Lammfell zurücklassen konnte, weil er es dort, wo er hinging, nicht mehr brauchte, wozu hätte ich dann den vielen Bücherstaub geschluckt und wäre im Felde sogar Oberleutnant geworden, wenn ich nicht mal so viel fertig brächte, wie jener Landstreicher Weltschow. Sie wissen nicht, wer Tolstoj war, aber ich sage Ihnen nur soviel, daß das ein Mensch war, der lehrte, daß alle Menschen Brüder seien, und daß einer dem anderen helfen müsse. Ich war einst ein großer Verehrer seiner Lehre, heute habe ich mir das schon aus dem Kopfe geschlagen; aber einiges von dem, was er mich gelehrt, läßt mich doch nicht los. Sie sind durch Ihre Bibel, wie Sie mir sagten, bis zu Christus gekommen. Nun, ich wollte auch einst wohl tun, wie er wohlgetan hat. Ich habe nichts fertiggebracht – aber wenn ich irgendeinen Menschen bekleiden kann, dann habe ich immer noch Freude daran.“

Wer hätte das Imrich vorausgesagt, daß er, solch ein Landstreicher, sich mit so einem gebildeten Herrn unterhalten würde, und daß dieser ihn in seinen inneren Erfahrungen nicht nur verstehen würde, sondern daß dieser

Herr auch selber davon wissen und so mit ihm sprechen würde, als wären sie beide Brüder?

Als er auf dem Heimwege Schäfer Orlik seine Erlebnisse erzählte, lächelte dieser sehr erfreut: „Ich sage doch nicht umsonst, daß unser Gott allerlei Leute auf der Welt hat, aber er kennt sie alle. Wir haben oft keine Ahnung davon, wie nahe ihm ein Mensch stehen mag. Ich kenne diesen Herrn Verwalter schon viele Jahre und habe von ihm gedacht: „Ein ehrlicher, anständiger Mensch, aber man merkt, daß er Offizier gewesen ist: er ist reichlich stolz!““ Der alte Schäfer nahm seine Lammfellmütze ab, blickte zum Himmel und sprach: „Vergib mir, himmlischer Vater, ich habe es nicht gewußt. Nun bin ich schon so alt geworden und habe in deiner Schule noch immer nicht gelernt, daß ich niemanden richten soll.“ —

Als die Männer an jenem Abend so fröhlich heimkehrten, da hatte Katuschka selbst die größte Freude, denn Imrich brachte ein ganzes Bündel Kleidungsstücke mit, sowohl Wäsche wie Oberkleider, daraus sollte er sich auf Wunsch des Herrn Verwalters einen passenden Anzug machen lassen. Ja, der Herr Verwalter war sogar bereit, die Schneiderrechnung zu bezahlen, damit alles von ihm sei. Das Unterzeug wollte Katuschka gerne übernähen und sie bat Imrich sogar, es ihr doch zu erlauben.

In dieser Nacht schlief Imrich nicht viel, erstens vor Freude und zweitens, weil er Schäfer Orlik bat, ihm doch da weiterzuerzählen, wo er das letztemal stehengeblieben war. Diesmal währte es nicht so lange, aber Imrich erfuhr wenigstens, was mit dem Grafen geworden war, und manches wurde ihm klar. Er erfuhr, daß der Herr Graf den Großgrundbesitz von P. wegen seiner Spielschulden hatte verkaufen müssen, aber er hatte nur die Hälfte von dem Erlös zur Abzahlung seiner Schulden benutzt. Dann war der Weltkrieg gekommen, und er hatte

die andere Hälfte in Kriegsanleihe angelegt, was nach dem Verlauf der Dinge einen üblen Ausgang nahm. Er hatte sich von dieser Kriegsanleihe großen Gewinn erhofft und dem zuliebe zwei kleinere Güter zur Deckung seiner Spielschulden verkauft. Nach dem Kriege war ihm nur noch Sielnitz geblieben, denn das war Eigentum der Frau Gräfin, das sie einst als Morgengabe mitbekommen hatte. Inzwischen war aber mit dem Umsturz die Enteignung des Großgrundbesitzes gekommen, und so war dem Herrn Grafen auch von Sielnitz, das große Ländereien und Wälder umfaßte, kaum ein Drittel geblieben. Die Felder, sowie der größte Maierhof waren parzelliert und den Bauern zugewiesen worden. Den Wald hatte sich die Gemeinde bis auf einen kleinen Teil angeeignet. Dem Herrn Grafen war nur das Schloß, die Wiesen und eine Alm geblieben, und es war noch eine Frage, ob er das behalten würde. Im Vergleich zu dem, was er einst sein eigen genannt, war er heute ein armer Mann. Darum gab es jetzt in Sielnitz weder eine Dienerschaft noch mehrere Beamte. Alles wurde von einigen wenigen Getreuen besorgt. Der Herr Graf wohnte nicht hier, er kam nur mitunter der Jagd zuliebe. Seine beiden älteren Söhne, die Offiziere gewesen, waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Der dritte und jüngste war als Kriegsgefangener vermißt, und die Tochter hatte einen deutschen Baron geheiratet, der gleich in einer der ersten Schlachten gefallen war. Aus Gram darüber war sie früh gestorben. Zum Glück hatte die gute Frau Gräfin das alles nicht mehr erlebt. Sie hatte genug Herzeleid im Leben erfahren, und Schäfer Orlik freute sich, daß sie am Schluß ihres Lebens in der Heiligen Schrift Trost gesucht und auch ihre Tochter zu diesem Trostquell geführt hatte. Nun ruhten sie gemeinsam in der Gruft auf dem Sielnitzer Friedhof.

Orlik stand auch nicht mehr in den Diensten des Grafen, sondern half nur freiwillig, aus Freundschaft aus und durfte sich dafür auf der Alm ein paar Schafe halten. Aber Imrich hatte im Schloß gehört, daß sie immer nach ihm senden wollten, wenn sie seiner bedurften. Da sah Imrich, daß auch der ärmste Mensch, der seine Sache versteht und seine Mitmenschen liebt, diesen sehr nützlich sein kann. —

Als sie am anderen Tage nach Sielnitz kamen, sagte ihm der Herr Verwalter, daß er morgen in die Kreisstadt K. fahren müsse, um seinen Schneider etwas an seinem Anzug richten zu lassen, bevor die Herrschaften kämen. „Ich nehme Sie mit, bringen Sie mit, was Sie umgearbeitet haben wollen, damit wir es gleich dort lassen.“

So geschah es, daß Imrich sowohl den Winterrock wie den guten Anzug zum Schneider brachte, der gerne bereit war, ihm die Sachen umzuarbeiten, er sagte, es sei ja leicht, aus Großem Kleineres zu machen, und er wolle dafür sorgen, daß man seinen Fehler gar nicht mehr sehe. „Wissen Sie, dazu bedarf es nur ein wenig Watteline.“

Nun, man sah ihn zwar noch, aber als Imrich den Winterrock und den Anzug zum erstenmal probierte, hätte ihn der Mäuselman unterwegs nicht mehr erkannt. Ja, beinahe hätte er sich selbst kaum erkannt, als ihn der Herr Verwalter vor den großen Spiegel führte.

„Nun, ich freue mich selbst, daß Sie uns geraden Leute nicht mehr beneiden werden“, sagte er fröhlich.

„Aber ich beneide sie doch nicht“, verteidigte sich Imrich. „Glauben Sie mir, Herr Verwalter, ich gönne es jedem, den Gott so aufrecht wie den Baum im Walde wachsen ließ – es tat mir nur immer leid.“

„Das ist es ja gerade! Aber nun braucht es Ihnen nicht mehr leid zu tun!“



So wurde in Sielnitz alles glücklich vollendet, bis die Herrschaften eintrafen.

An jenem Tage war nur Schäfer Orlik dort. Als er heimkehrte, erzählte er, daß der Herr Graf schneeweiß geworden sei. Er, der immer so gerade gegangen, sei auch schon recht gebückt. Aber als er alle die Vorbereitungen zur Jagd gesehen, hätten seine alten Augen doch geleuchtet. Es war ihm eingefallen, daß Johann gestorben war, und er hatte sich gesorgt, ob wohl alles in gutem Zustand sein würde. Auch über die Wanduhr habe er sich sehr gefreut. Dreimal habe er die Schnur aufgezogen, um sie schlagen zu hören. Der Arme sei eben doch schon ein wenig kindisch. Mir hat er gesagt, daß ich gegen ihn ein Jüngling sei und wohl nie alt werden würde. Aber er war freundlich zu mir, und es freute ihn sichtlich, daß ich ihn gern habe. In der Welt ist es eben so kalt, und unter diesen Herren gibt es wenig wahre Freundschaft. Solange er reich war, hat sich alles vor ihm gebeugt, heute liegt keinem etwas an ihm. „Glaube mir, mein Sohn, es ist besser, nichts zu haben und in ehrlicher Armut zu leben, als viel zu haben und am Ende arm zu sterben.“

„Das denke ich auch. Als ich im Schlosse alles sah und dann an das dachte, was Ihr mir erzählt habt, daß es nur mehr wenig von dem ist, was dieser Herr einst besaß, da dachte ich mir, daß ich es nicht ertragen könnte, so um alles zu kommen, und dann habe ich im Worte Gottes gelesen: ‚Es ist ein großer Gewinn, so jemand gottselig ist und lasset sich genügen.‘“

\*

So war es denn gekommen, daß Imrich nicht so bald in Zabuschkas Hüttlein zurückgekehrt war, und er inzwischen viel erlebt hatte. Als er endlich nach Wochen

mit Zahraj zurückkehrte und über das Erlebte nachdachte, konnte er es kaum glauben, daß das alles kein Traum gewesen. Er kam mit der Absicht, sich von diesem einzigen Heim, das er je sein eigen genannt, zu verabschieden, denn er hatte eine amtliche Zuschrift bekommen. Der Richter hatte ihm ganz ärgerlich mitgeteilt, daß einer jener Zabuschkas, der sich bisher irgendwo in der Welt herumgetrieben, sich jetzt gemeldet habe: „Es wird sicher ein Lump sein, der uns nur Schande macht, aber wir müssen Dir, lieber Imrich, die Wohnung kündigen. Er wird wohl noch nicht so bald hier sein, aber komm doch, damit wir wegen einer anderen Stube beraten! Du fehlst uns schon, wo bleibst Du so lange?“

„Also, was soll jetzt geschehen?“ hatte Imrich gedacht. Er wußte, daß sich im Dorfe nicht so leicht eine Stube für ihn finden würde, und wenn er mit einem anderen zusammen wohnen sollte, könnte er vielleicht nicht mehr ordentlich im Worte Gottes lesen. Ach, nur das nicht! Seitdem der Verwalter mit ihm über die Wiedergeburt gesprochen, wußte er, was damals mit ihm vorgegangen war, als das Wort Gottes sein ganzes Herz erfaßt hatte. Damals war er ein anderer, ein neuer Mensch geworden, wie es der Heiland von Nikodemus verlangt hatte. Aber wenn ein Mensch leben soll, muß er essen, er muß sich von dem lebendigen Brote nähren, und das würde ihm verwehrt sein.

Als er sorgenvoll über dem Briefe dagesessen, hatte Schäfer Orlik von seinem Buche aufgeblickt. Sie waren allein in der Stube und Imrich mußte ihm sagen, was ihn bekümmerte.

Orlik sagte: „Das hat Gott selbst so gefügt! Wenn du in deinem Dorfe keine Wohnung mehr hast, so bleibe doch bei uns! Wie du siehst, haben wir Raum genug. Für

Wohnung und Kost hilfst du mir bei meiner Arbeit, denn du bist mir wirklich ein lieber Freund geworden, und was du verdienst, das kannst du dir langsam weglegen, damit du, wenn du uns eines Tages verlassen möchtest, etwas für einen neuen Anfang hast. Darum geh morgen hin, um deine Sachen zu ordnen. Du hast nichts dort, was man mit einem Wagen befördern müßte. Du hast mir selbst erzählt, daß du das wenige leicht forttragen kannst. Also, komm zu uns, und für das weitere wird Gott sorgen.“

Das war ein gutes Wort. Imrich konnte nicht anders, als dies Anerbieten dankend anzunehmen. Und doch hatte er unterwegs keinen kleinen Kampf. Er erschien sich wie ein Mensch, der etwas sieht, wovor er erschrickt, der aber die Augen schließt, um nicht sehen zu müssen.

„Warum sollte ich das Schäfer Orlik nicht zuliebe tun, wenn er es von mir verlangt? Wenigstens bis zum Frühjahr muß ich ihm für all die Wohltat dienen, die er mir erwiesen hat. Dann wird er sich leicht trösten, wenn ich fortgehen muß – und mich kann nur der Heiland trösten.“

Ach, in der Tiefe des vereinsamten Herzens leuchtete solch ein kleines Flämmchen der Freude, daß er noch nicht in die weite, leere Welt hinaus mußte, daß er wenigstens ein kleines Weilchen noch daheim bleiben durfte. So war er denn in Zabuschkas Hüttchen zurückgekehrt. Er konnte nicht hinein, denn der Schlüssel war beim Richter. Er legte sein kleines Bündel auf die Schwelle, gebot Zahraj zu wachen und ging zum Richter.

Ja, der Mensch ist doch wunderbar. Dies Dörflein war Imrichs geistlicher Geburtsort. Er hatte die Menschen hier lieb und sie waren ihm gut. Und obwohl er

unter ihnen in großer Armut und Einsamkeit gelebt hatte, fiel es ihm doch schwer, fortzugehen.

\*

Zu gleicher Zeit saß Katuschka am Fenster ihrer Hütte, damit beschäftigt, das geschenkte Weißzeug für Imrich zu übernähen. Sie hatte ihm rasch Unterzeug, das beim Waschen sehr eingegangen war, zurechtgemacht. Es galt eigentlich nur, die Ärmel und die Beinlängen kürzer zu machen. Sie war froh, daß er sich so warm gekleidet auf den Weg machen konnte, denn er hatte nur seinen Sonntagsanzug hier, durch den der Wind durchblies. „Wenn ich alles hergerichtet und ausgewaschen habe“, dachte sie, „will ich ihm die Sachen übergeben, als wären sie neu.“

Aber, was hatte Großvater ihr gesagt? Daß er von ihnen fortgehen wollte und daß Großvater ihn gebeten hatte, überhaupt zu ihnen zu ziehen, falls er Zabuschkas Hüttchen verlassen müßte. Es schien ihr ja, als könnten sie gar nicht mehr ohne ihn sein. Großvater konnte auch nicht mehr soviel leisten wie zuvor. Erst jetzt, wo er fast zwei Tage fort war, merkte Katuschka, wieviel Arbeit er ihnen abgenommen hatte. Kein Sohn hätte besser für Großvater sorgen können. Und wie gut war es ihr gegangen! In der ganzen Zeit hatte sie kein einziges Mal Holz und Wasser tragen müssen. Ja, Großvater hatte recht mit seinen Worten: „Er fehlt uns in jedem Winkel. Ach, warum sollte er irgendwo anders wohnen?“ Noch beim Abschied hatte er ihr gesagt, daß es ihm noch nie auf der Welt so wohl gewesen sei, wie bei ihnen.

„Ich will dafür sorgen“, nahm sie sich vor, „daß es ihm noch besser geht, damit er nicht von uns fortgehe, wenn er auf der weiten Welt ja doch niemand hat!“

Es war Imrich doch schwergesfallen, das Dörfchen zu verlassen, obwohl er versprochen hatte, wiederzukommen, so oft man ihn brauchen würde. Alle freuten sich, daß es ihm so gut ging. Soviel hätte er bei ihnen in Monaten nicht verdienen können, wie in diesem Herrenhause in diesen Wochen, denn dort hatte man ihm alles ordentlich bezahlt.

Um so freudiger wurde er im Häuschen Orliks und auch in Sielnitz begrüßt. Es war, als wäre er heimgekommen, und er erfuhr auch alsbald, daß der Herr Graf noch einmal über den Sommer herkommen wollte. Es sollte das das letztemal sein, und er wollte auch einige seiner Freunde mitbringen, um noch einmal mit ihnen die gute Waldluft zu atmen. Er hatte den Herrn Verwalter beauftragt, allerlei im Hause instand zu setzen, nicht gerade gründlich, sondern nur ein wenig nach außen hin, wie man eben ein Haus instand setzt, das man verkaufen will. Der Herr Verwalter hatte sich die Erlaubnis erbeten, besonders den herrschaftlichen Garten in Ordnung zu bringen, der schon reichlich verwildert war, dabei hatte er den Herrn Grafen auch darauf aufmerksam gemacht, daß zwei Kammern mit Kisten vollgeräumt wären, welche die verstorbene Frau Gräfin hergesandt hatte, und daß es nötig sei, diese zu lüften und durchzusehen. Eine dieser Kisten wurde sogleich geöffnet, und da fand man wertvolle Gegenstände, alte Gemälde und Bronzefiguren vor. Eine andere Kiste trug die Aufschrift: „Alte Waffen.“ Vielleicht ließe sich ein ganzes kleines Museum daraus anordnen. Der Graf und seine Gemahlin entstammten beide alten Adelsgeschlechtern. In dem Verzeichnis der Gegenstände, die sich in der ersten Kiste

befanden, war auch ein Bild erwähnt, das ein Geschenk Kaiser Sigismunds war. Das würde für die Gäste, die der Herr Graf einladen wollte, sicher eine angenehme Überraschung sein. Dieser Plan gefiel dem alten Herrn, und da ihm der Verwalter versichert hatte, daß die Sache nicht viel kosten würde, ging er gern auf alles ein.

Das erste, was Imrich daher bei seiner Rückkehr sowohl von Orlik wie vom Herrn Verwalter erfuhr, war, daß man auf Monate hinaus für ihn Arbeit hatte, sowohl bei dem geplanten Museum, wie auch beim Herrichten des Gartens.

„Nachdem ich mir die Sache in den Kopf gesetzt habe, ist es keine kleine Verantwortung. Deshalb brauche ich einen Menschen dazu, auf den ich mich unbedingt verlassen kann, und der auch imstande ist, mitunter an meiner Statt zu denken“, sagte der Verwalter.

„Warum haben Sie es sich in den Kopf gesetzt?“ forschte Imrich mit Interesse.

„Ich möchte gerne, daß dieser alte ungarische Edelmann, dessen Ahnen einst sicher slowakische Freiherren von reinstem Blute waren, die schönsten Erinnerungen an seine alte Heimat mit fortnehmen möge, bevor er ganz nach Ungarn übersiedelt. Möglicherweise gelingt es auch, das Schloß vorteilhafter zu verkaufen, wenn es diese Altertümer aufweisen kann.“

So geht es eben auf der Welt: Das Leben eilt dahin, wie ein Wagen auf raschen Rädern dahin rollt, und man weiß nicht, ob der morgige Tag Gutes oder Böses bringen wird. Aber manches Mal bringt er auch Gutes, wovon wir uns kaum träumen ließen. Wenn wir es nur besser zu schätzen wüßten! Solch ein Gutes war auch für Imrich das stille friedliche Leben in Orliks Hütte.

Er war jetzt zwar nicht mehr tagsüber bei Orlik, ja, mitunter kam er auch des Nachts nicht heim. Man hatte

ihm im Schloß Johans Stube eingeräumt, weil er oft sehr spät mit seiner Arbeit fertig wurde. Es war keine Kleinigkeit, jene Kisten zu öffnen und all die Sachen vorsichtig auszupacken. Es waren größere und kleinere, aber durchweg wertvolle Dinge, die große Aufmerksamkeit erforderten, namentlich deshalb, weil manches zerbrochen war und man es sorgfältig aufbewahren mußte. Es sollte wieder zusammengesetzt werden, und da durfte auch kein Stückchen fehlen.

Aber das große Rad der Zeit rollte unaufhaltsam weiter. Kaum waren ein paar Wochen verflogen, da begann es draußen zu singen und zu klingen:

„Es kommt der Frühling rosenrot,  
Mit raschem Schritt gegangen,  
Bringt Auferstehung nach dem Tod,  
Macht Feld und Fluren prangen.  
Ihr Menschen, freut euch dieser Pracht,  
Des Winters Bande springen.  
Die Sonne scheint nach langer Nacht,  
Horcht, wie die Vöglein singen!“

Am schönsten erklang dieses Lied in dem erneuerten Park von Sielnitz. Es war, als reckten sich die gereinigten Bäume bis zum Himmel. Lilafarbene Fliedersträucher, die die Wege umsäumten, strömten ihren süß betäubenden Duft aus. Auf den Blumenbeeten erhoben die stolzen Tulpen ihre roten, gelben, weißen und rosafarbenen Köpfe. Und die zarten Hyazinthen, die in ihren weißrosa Gewändern vornehmen Edelfräulein glichen, gesellten sich den weißen, gefüllten und den nicht veredelten Narzissen zu und dufteten mit diesen um die Wette. Kaum waren die einen abgeblüht, da blühten andere wieder auf. Um die kleinen Silbertannen her läuteten noch die letzten Schneeglöckchen, als auch schon

unter den knospenden, mit reichen Kronen versehenen Ahornbäumen die ersten Maiglöckchen verschämt aus ihren zartgrünen Hüllen hervorlugten.

Auf den kleinen Rasenplätzen dufteten die hier gesäten Veilchen in reichen Mengen und erfreuten das Herz. Ja, es war schön hier, und diese Schönheit erfreute und belohnte diejenigen, welche daran gearbeitet hatten, um sie hervorzuzaubern. Kein Wunder, daß der Herr Verwalter ein paar gelungene Aufnahmen von dem Garten und besonders von dem künstlerisch zusammengestellten Museum machte, um sie dem Herrn Grafen einzusenden. Diese gefielen dem alten Herrn so gut, daß er beschloß, schon Anfang Mai nach Sielnitz zu kommen, um noch einmal den Frühling dort zu genießen und die gute Molke zu trinken. Da bekamen auch die Senner tüchtig Arbeit, besonders Schäfer Orlik. Bei den Schafen gab es zwar noch genug Leute, aber keiner verstand es so gut, den Käse zu bereiten, und so mußte er noch einmal mit einspringen. So wie in früheren Jahren kam auch Katuschka mit ihm auf die Alm. Schäfer Orlik wurde stets mit dem kleinen Wagen abgeholt, der des Morgens die Milch für das Schloß holte, weil ihm das Gehen schon beschwerlich war. Am Abend führte der Wagen Molke und Käse hinunter und brachte die Orliks heim. Katuschka hatte nicht gehofft, daß sie auch dieses Jahr wieder in die Berge kommen würde, die sie von Kind auf so liebte. Sie war so gern in der Sennhütte, und wie gut schmeckte der frisch zubereitete Schafskäse und die Molke! Diese ersetzte auch für die Schloßbewohner im Mai den Morgenkaffee und sie schmeckte allen, am besten dem Herrn Verwalter. Dieser hatte nur die Sorge, er könnte den Sommer über so in die Breite gehen, daß er seine Anzüge wieder für wohltätige Zwecke spenden müßte. Aber die fleißige Gartenarbeit schützte ihn davor,



so daß die gute Molke nicht ins Fett, sondern in die Muskeln ging und diese stärkte.

Katuschka schien es, als wäre der Park von Sielnitz nie so schön gewesen, vielleicht deshalb, weil sie sich darin ergehen durfte.

Als der Herr Verwalter sah, wie mühsam sie ging, sagte er, das dürfe nicht so bleiben. Er ließ den besten Schuhmacher des Dorfes kommen, der ihr Maß nehmen mußte, und besorgte ihr die Adresse eines orthopädischen Schuhmachers in der Hauptstadt, zur großen Freude des Großvaters, der gern alles bezahlte. Katuschka bekam ein paar Schuhe, von denen der eine innen höher und mit einer Einlage versehen war. Die Hacken waren gleich hoch. Die Stiefel faßen sehr fest und alle, die sie gehen sahen, freuten sich, daß sie nicht mehr so hinkte. Der alte Schäfer Martin, der sie lieb gehabt hatte, als sie noch ein kleines Mädchen war, besorgte ihr eine leichte Krücke, denn er war ein Meister in Holzschnitzereien. Trotzdem seine Hände schon bedenklich zitterten, hatte er dem Herrn Verwalter noch allerlei Schönes für seine Sammlung geschnitzt, wie die Leute das Museum nannten. Die Krücke hing an einem schönen slowakischen Bande. Sie hinderte Katuschka nicht bei der Arbeit, aber sie erleichterte ihr das Gehen. Trotzdem sie dem Großvater am Morgen in der Sennhütte half, blieb ihr am Nachmittag Zeit genug, um in den Park zu gehen. Sie stickte zwei Leibchen für die Sammlung des Herrn Verwalters, denn er wollte darin auch die schönen alten Volkstrachten ausstellen. Es mußten lauter altertümliche Muster sein, und daran mangelte es Katuschka nicht.

Ihre Großmutter war eine große Künstlerin in Stickerien gewesen. Sie hatte für ihre Erzika gar schöne Sachen vorbereitet, welche diese gar nicht genossen hatte, denn die slowakischen Volkstrachten werden auf Jahre

hinaus fertiggestellt, und sie hatte nur so kurze Zeit gelebt. – Diese schöne Handarbeit ging Katuschka in der prächtigen Umgebung gut vonstatten, wo die Vöglein sangen und die Blumen dufteten. Mitunter war es dem jungen Mädchen zumute, als hätte selbst Eva im Paradiese nicht glücklicher sein können. Besonders froh war sie, wenn sie in das kleine Museum gehen durfte. Der Herr Verwalter hatte ihr aufgetragen, dort an jedem zweiten Tage all die kleinen Dinge vom Staub zu befreien. Das hätte eigentlich Imrich tun sollen, aber sie durfte ihn vertreten, weil er soviel andere Arbeit hatte. Mitunter trafen sie auch hier zusammen, und dann erzählte er ihr, was er vom Herrn Verwalter erfahren, Welch eine Zeit das gewesen, in der dieses Bild oder jene Waffen entstanden waren. Er zeigte ihr auch den Pokal, den einer der Grafen von Johann Jiskry von Brandeis erhalten, der hier in Ungarn, der heutigen Slowakei, mit seinen hussitischen Brüdern gehaust hatte. Dann erzählte er ihr von Kaiser Sigismund, von dem einer der Vorfahren des Herrn Grafen das Bild zur Belohnung bekommen hatte. Das war jener unedle Herrscher, der Johannes Hus das Wort gebrochen hatte, und Hus war in Konstanz als Zeuge für die Wahrheit verbrannt worden. Gar viel hatte Imrich bei diesem Ordnen vom Herrn Verwalter gelernt. Er teilte ihr alles mit, so gut er es vermochte, und so hatte sie Stoff zum Nachdenken, wenn sie so allein im Parke saß. Aber immer war sie nicht allein, denn es kam öfters jemand von den Angestellten des Schlosses zu ihr. Alle hatten sie lieb und plauderten gern mit ihr.

Auch Zahraj hatte den Auftrag, sie treulich zu behüten. In die Sennhütte durfte er nicht kommen, das erlaubte Vater Orlik nicht, denn die Schäferhunde konnten ihn nicht leiden, weil er gleich von Anfang an mit ihnen

Streit gesucht hatte. Das hatten die weißen Bernhardiner dem grauen Köter nicht vergessen, obwohl man auch ihm nicht mehr den Landstreicher anmerkte.

Mitunter blieben Orliks auch über Nacht in der Sennhütte, und das waren die schönsten Morgenstunden, die Katuschka je erlebt hatte, wenn sie mit Großvater und Imrich unweit des Sielnitzer Wasserfalls saß, wo sie gemeinsam das Wort Gottes lasen und ihre Lieder sangen und dann über göttliche Dinge sprachen.

\*

Im Arbeitszimmer des Herrn Verwalters saß Schäfer Orlik und verrechnete mit dem Beamten den Ertrag der letzten Woche. Der ehrliche Alte freute sich sehr über den sichtbaren Segen Gottes. Schon lange hatten sie nicht soviel Milch und Käse gehabt, und letzterer war ihnen auch diesmal besonders gelungen.

„Wissen Sie, Herr Verwalter“, sagte Orlik nachdenklich, „ein rechter Anfang ist gut, aber ein gutes Ende ist noch besser. Obwohl wir hier in Sielnitz tüchtig verarmt sind, hoffe ich doch zu Gott, daß für unseren Herrn Grafen noch alles schön und gut enden wird.“

„Ja, den Verhältnissen angemessen“, stimmte der Verwalter zu. „Wir werden ihn nicht mit leeren Taschen fortgehen lassen, denn das wäre auch keine Ehre für unsere junge Republik.“

„Nun will ich Sie aber nicht länger aufhalten, denn ich muß gehen. Ich habe Katuschka versprochen, bald zu Tische zu kommen. Sie kocht nämlich eine Krautsuppe, und die ist nur frisch gut. Am liebsten würde ich Sie einladen, denn Katuschka kocht sie wirklich vorzüglich.“

„Ei, da läuft mir ja das Wasser im Munde zusammen“, lachte der Verwalter. „Ich lasse mich nicht zweimal bit-

ten, ich komme gerne. Aber ein Weilchen müssen Sie noch hier bleiben, ich möchte Sie etwas fragen. Wissen Sie, Schäfer Orlik, daß Imrich uns verlassen will?“

„Schon?“ Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich weiß, daß er fortgehen wollte, aber es ist mir gelungen, ihm diesen Gedanken auszureden. Ich habe gedacht, jetzt, da wir so schön wie eine Familie zusammenleben, hätte er sich das überhaupt aus dem Kopfe geschlagen.“ Der Schäfer erzählte in Kürze, was er mit Imrich ausgemacht hatte.

„Merken Sie denn nicht, Großvater Orlik, warum es unser gewissenhafter ‚Landstreicher‘, wie er sich selbst noch immer nennt, in Ihrem Hause nicht aushalten kann? Wenn jemand nicht gar zu gern in einem warmen Zimmer ist und der andere aus lauter Liebe immerzu Holz anlegt, treibt er ihn damit am ehesten aus dem Hause!“

„Aber wir treiben ihn doch nicht fort! Was meinen Sie mit dem Holz, Herr Verwalter?“

„Ei, ei, Schäfer Orlik, Sie sind doch solch ein erfahrener Mann, nicht nur in anderen Dingen, auch in der Liebe. Die Frau Beschließerin hat mir erzählt, wie lieb Sie Ihre Frau gehabt haben – und Sie sehen nicht, was in dem einsamen Herzen dieses Armen vorgeht? Gerade, weil er so ist, wie er ist, hat er Ehre in der Brust, um die ihn mancher Intelligenzler beneiden könnte. Er kann seine Liebe zu Ihrer Katuschka nicht länger verbergen, und weil er das Mädchen nicht irgendwie an sich fesseln möchte, bleibt ihm nichts anderes übrig, als fortzugehen. Sie sind zwar nur ein einfacher Schäfer, und im Vergleich zu anderen vielleicht arm, aber gegen ihn sind Sie ein reicher Mann. Sie haben Ihr hübsches Hüttlein, den schönen Garten, eine große Wiese, einen fruchtbaren Acker – alles Dinge, aus denen Imrich ein glänzendes Kapital heraus schlagen könnte, und er steht mit leeren

Händen vor ihnen und muß sich immer vorstellen, wie er samt seinem Hund zu Ihnen gekommen ist. Alle beide hatten nur gerade soviel, wie sie anhatten. Nun sagen Sie mir, wie könnte solch ein Onkel Imrich es wagen, bei Ihnen um Ihre Enkelin anzuhalten? Wie wir die Sache auch nehmen, Sie haben sich ein Leben lang bemüht, sich Achtung zu erwerben, sowohl bei Ihren Mitbürgern, wie bei den Herren, wie auch, was noch schwerer ist, bei Ihren Mitdienern. Darum denkt er: ‚Was würden diese alle sagen, wenn Schäfer Orlik seine Enkelin mit solch einem dahergelaufenen Landstreicher verheiraten würde?‘ Er denkt, daß das für Sie und für Katuschka eine Schmach wäre, und darum will er lieber bis ans Ende der Welt gehen, bevor er Ihnen so etwas antun würde. Es ist wahr, Katuschka gehört ja auch nicht zu den Geraden, und ich freue mich, daß sie jetzt etwas besser gehen kann. Sie ist ein zartes Geschöpf und würde so gut zu dem Manne passen, der sie wie Gold schätzt und wirklich bereit wäre, sie auf Händen zu tragen. Nun, ich habe ihn gern, er tut mir leid, und darum ärgere ich mich gehörig über all diese dummen menschlichen Rücksichten. Ich habe mir vorgestellt, wie gut Ihnen allen geholfen wäre. Kürzlich haben Sie mir gesagt, daß es mit Ihnen bergab gehe. Mich quält der Gedanke, was aus dem Mädchen werden soll, wenn Gott Sie abberufen würde – dennoch muß ich Imrich recht geben. Darum möchte ich gern wissen, was Sie als alter, erfahrener Mann Imrich sagen würden, wenn er Sie fragen würde? Außer seinem inneren Wert und seinen fleißigen, geschickten Händen hat der Arme nichts, was Ihnen gefallen könnte. Aber Sie blicken ja ein wenig weiter als die jungen Leute. – Also, was würden Sie ihm antworten?“

Der Schäfer hob den Kopf, den er in die Hand gestützt hatte und blickte den Verwalter mit einem gütigen, wenn

auch sorgenvollen Blick an. „Mein Herr, das weiß ich in dieser Stunde noch nicht. Bevor er zu mir kommt, müßte er zu Katuschka gehen, denn von ihr hängt es ab, ob sie ihn nehmen will oder nicht. Es scheint mir, sie würde nicht ‚nein‘ sagen. Zwar sehen die meisten jungen Leute eben nur auf die Schönheit, und die besitzt er nicht, mit Ausnahme der schönen blauen Augen. Aber ich bitte Sie, Herr Verwalter, da er sich Ihnen anvertraut hat, so sagen Sie ihm, daß Sie mit mir gesprochen haben und daß ich ihm sagen lasse, er möge zuerst mit Katuschka sprechen, und dann mit ihrer Antwort zu mir kommen. Glauben Sie mir, mir liegt nichts an dem Gerede der Leute, und dem zuliebe würde ich niemals zwei liebende Herzen auseinanderreißen. Einst habe ich mich gefreut, als der Sohn des reichen Richters aus dem großen Bauernhofe und der angesehenen Familie um meine Tochter anhielt. Es gab viele Leute, die Erzika um dieses große Glück beneidet haben – und was ist aus der ganzen Herrlichkeit geworden? – Erzikas Grab und Katuschkas Elend!

Ohne zu wissen, was daraus entstehen würde, habe ich mein hübsches Kind jenem Manne gegeben, der mich und meine Tochter durch seinen Antrag ehrte und ihrer doch nicht würdig war. Sie haben gesagt, daß Imrich nur seinen inneren Wert besitze. Aber das ist der Fels, auf den man sich im Leben stützen kann, denn es ist eine Gnadengabe Gottes. Wenn es noch einen Jüngling in der Art ihres Vaters gäbe und ich sollte zwischen jenem und dem Landstreicher Imrich wählen, so würde ich sie mit Freuden Imrich geben. Es ist nicht viel, was ich habe, aber unter dem Segen Gottes wird es ihnen genügen, und was braucht der Mensch mehr, wie der Apostel sagt: ‚So wir Kleidung und Nahrung haben, lasset uns genügen‘. Und wenn noch ein Dach über dem Kopf

hinzukommt? Das hat nicht einmal der Heiland auf Erden gehabt.“

„Gut, Schäfer Orlik, ich will Ihre Botschaft gern ausrichten, und über das, was folgt, wollen wir uns keine Sorgen machen. Es gibt ja nichts in der Welt, worüber die Leute nicht reden würden, und jede gute Sache muß sich ihren Weg durch die goldenen Säbel hindurch bahnen, wie die aufgehende Sonne, nach Bottos Gedicht. Doch nun will ich Sie nicht länger aufhalten, damit Ihnen die Suppe nicht kalt wird.“

Mit einem Händedruck trennten sich die beiden Männer.

\*

„Heut wird ein schöner Tag, ich freu mich darauf!  
Gleich mit dem Morgenrot ging die Sonne auf!“

Diesen alten Ländler hätte man auch vor der Sennhütte von Sielnitz singen können, wo Katuschka Orlik, von der Morgenröte beleuchtet, die aufgehende Sonne betrachtete. Über ihr und um sie her leuchteten die goldenen Sonnenstrahlen, von den bewaldeten Höhen droben bis hinab in den schönen Schloßgarten. Im Süden, in der Richtung des Wasserfalls, erhoben sich die grasbewachsenen Abhänge, welche den Schafherden zur Weide dienten und von wo die summenden Bienen den Honigreichtum in ihre Bienenstöcke trugen. Darüber erhoben sich die dunklen Föhrenwälder, deren Rauschen sich mit dem fröhlichen Gesang der Vögel und dem mächtigen Brausen des Wasserfalls mischte, der sich weiter unten in zwei Bächlein teilte. Ach, es war schön hier, aber das Schönste war doch das Mädchen in der malerisch gestickten Tracht. Es schadete nichts, daß an dem bunten gestickten Bande eine zierlich geschnitzte Krücke hing. Die freundlichen Augen blickten den Weg hinab, als ob

sie jemand erwarteten. Plötzlich teilte sich das Dickicht, und zuerst wurden zwei spitzige Ohren und endlich der graue Kopf des Hundes sichtbar, der eilig den Fußpfad hinauf lief. Und schon folgte eine menschliche Gestalt, und zwei Augenpaare tauchten ineinander. Ein Weilchen später reichte Katuschka dem rasch heraufgeeilten Imrich die Hand.

„Schon hier, Katuschka? Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“ antwortete das Echo mit dem Mädchen zugleich. „Ich bin hier, aber Sie haben wohl sehr früh aufstehen müssen. Sielnitz ist doch noch hübsch weit. Da, ruhen Sie sich aus!“ Sie nahm die auf der Bank liegende Bibel, sowie das alte Gesangbuch in Ledereinband fort. „Warum haben Sie sich so sehr beeilt?“

„Vor allem, damit Sie nicht auf mich warten, da wir von hier aus zur Kirche gehen sollen. Aber bevor wir gehen, muß ich Ihnen etwas sagen, und eine Frage an Sie richten, von deren Beantwortung viel abhängt.“

„Nun, sagen Sie es nur. Hoffentlich nicht, daß Sie von uns fortgehen wollen.“

„Daß ich fortgehen möchte, kann ich nicht sagen, denn das wäre nicht die Wahrheit. Ich gehe nur, wenn ich gehen muß!“

Sie setzte sich neben ihn auf die Bank, ließ die Hände in den Schoß sinken und blickte ihn so seltsam an.

„Ich weiß wirklich nicht, warum Sie von uns fortgehen müßten; weder Großvater noch ich haben Ihnen doch etwas zuleide getan.“

„Sie haben mir nichts zuleide getan, aber auch ich will Ihnen nichts zuleide tun, darum muß ich Ihnen die Wahrheit sagen, und Sie werden mir ebenso antworten, wie vor dem Angesichte Gottes! Sehen Sie ringsumher: Scheint es Ihnen nicht so, als ob sich alles lieb hätte? Aber alles bekennt es einander. Die Wellen sagen es ein-



ander, die Singvögel, die blühenden Blumen, kurz, alles. Nun, auch ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie sehr lieb habe. Sie wissen, wie mich von Kind auf niemand geliebt hat, und wie ich mich schon als kleiner Knabe nach Liebe gesehnt habe und wie mein Herz leer geblieben ist. Es hat kein Echo gefunden, wie zuvor an jenem Felsen. Erst als ich hier bei Ihnen lebte, da haben Sie sich meiner angenommen, wie eine gute Schwester, und ich hätte Sie oft auf meinen starken Armen heimtragen mögen, wenn wir so im Garten gearbeitet hatten und Sie müde waren – aber ich durfte es nicht, denn ich bin ein fremder Mensch und Sie sind eben nicht meine Schwester. Aber ich kann es nicht länger ertragen, Katuschka, Ihnen so ferne zu stehen und Sie nicht beschützen zu dürfen. Ich wollte Sie fragen – und nun fehlt es mir doch an Mut. Ich sehe mich dort in dem Bach, ich – der bucklige Landstreicher – und Sie sind neben mir wie eine der schönsten Blumen des Gartens. Und doch muß ich die Frage an Sie richten, denn ich habe es versprochen: Könnten Sie mich lieber haben als einen Bruder und würden Sie sich nicht schämen, mit mir vor Gottes Altar zu treten? Sagen Sie mir die Wahrheit, Katuschka! Wenn Sie sagen werden, daß Sie mich nur als Bruder lieben können, dann muß ich es einsehen. Aber auch Sie müssen es einsehen, wenn ich fortgehe, vielleicht nicht für immer, aber für eine Zeitlang, bis ich älter geworden bin und bis es mir gelungen ist, meine Sehnsucht zu begraben!“

Imrich war aufgestanden. Die Arme über der Brust gekreuzt, blickte er auf das Mädchen, das still dasaß. Er konnte ihr nicht ins Gesicht sehen, denn sie hatte es in den Händen verborgen.

„Denken Sie, daß ich dann mit Ihnen fortgehen soll?“ fragte sie bange. „Fort von Großvater? Das kann ich nicht!“

„O nein! Wenn du dich meiner nicht schämen würdest und mich nur ein wenig lieber haben könntest wie einen Bruder, dann würde ich Großvater bitten, daß er mich als Sohn annehme und würde ihn bis ans Ende pflegen.“

Sie ließ die Hände von dem Gesicht sinken, das vor dem einen sorgenvollen Ausdruck gezeigt hatte und nun vor Freuden strahlte, und erhob sich gleichfalls. „Nun, dann bitte ihn um meine Hand! Wenn er mich dir gibt, bin ich gern einverstanden. Aber hast du auch bedacht, wen du dir da nehmen willst?“ Sie zog ihre Krücke an sich. „Solch einen Krüppel! Wir haben in der Bibel gelesen, daß die Frau dem Manne eine Gehilfin sein soll! Nun bitte ich dich, wie kann ich dir eine Gehilfin sein? Ich würde dir nichts mitbringen, weder Arbeit, noch Kraft – nur ein bißchen Liebe!“

„Aber anderes brauche ich ja gar nicht!“ Heller Jubel klang in seiner Stimme. „Darum will ich dich ja nehmen, um dich auf meinen Händen tragen zu können, falls dein Großvater stürbe. Und wieviel Gutes hast du mir schon erwiesen! Die Liebe hat ja hundert Augen und hundert Hände. Also darf ich Großvater fragen?“

„Ist nicht mehr nötig!“ erklang es hinter ihnen. An die Tür der Hütte gelehnt, stand Schäfer Orlik und half den beiden aus der Verlegenheit, indem er sagte: „Gott der Herr vor allem! Zuerst wollen wir lesen und singen, und dann wollen wir uns alles erzählen!“

So geschah es. Es war, als schwiege sogar der Wasserfall, und die Vögel hielten in ihren schönsten Trillern inne. Wollten sie wissen, wie die beiden es Großvater sagen würden, und welche Antwort sie darauf bekommen würden? Als sie sie bekommen hatten, da sang und jubelte alles.

Und als endlich auch die Menschen davon erfuhren –

denn erfahren mußten sie es doch, da gab es noch allerlei zu ordnen und zu erledigen, denn es ging ja nicht mehr zu wie im Paradiese, wo Adam und Eva allein auf der Welt waren, und es gab allerlei Vorschriften, damit die Leute nicht allzu schnell ans Ziel ihrer Wünsche gelangten. Das erste war, daß sie jetzt miteinander zur Kirche gingen, dann sollte Katuschka mit der Frau Beschließerin zurückkehren, und Orlik und Imrich wollten sich erkundigen, wie letzterer zur evangelischen Kirche übertreten könnte, denn der alte Schäfer hatte erklärt: „Mein Sohn, das muß vor allem erledigt werden, denn solch ‚Hier ein wenig, da ein wenig‘, wie es in gemischten Ehen zu gehen pflegt, taugt nicht für einen Christen – du selbst hast genug darunter gelitten. Haben dir die Katholiken nichts gegeben und dich nicht zu Christus geführt, – eure Evangelischen haben es leider Gottes auch nicht getan – so hast du doch durch Evangelische das Wort Gottes bekommen, und dies hat dich zu ihm geführt. So gebührt es sich, daß du dahin gehst. Alles andere wird nach und nach zurechtkommen, denn nachdem du weißt, daß du nicht von uns fort mußt, wird dir das Warten nicht lang werden!“

Es ist auf der Welt doch gut eingerichtet, daß eins das andere ablöst, damit helfen die Leute einander. Wieviel Gerede hätte es wohl gegeben, daß Schäfer Orlik solch einem „hergelaufenen Landstreicher“ seine Enkelin zur Frau gab, wäre nicht gerade die Ankunft des Herrn Grafen dazwischengetreten. Er hatte nicht einmal den vorhergesehenen Termin eingehalten, – denn, was niemand mehr gehofft – sein verschollener Sohn war heimgekehrt, und zwar nicht allein. Er hatte eine schöne, junge Frau mitgebracht, eine russische Gräfin, die während der Revolution mit ihren Eltern nach Japan geflohen war, und zwei kleine, schwarzlockige Kindlein. Denen gefiel

es in Sielnitz so gut, daß von dem Verkauf des Gutes keine Rede mehr war. Die jungen Leute hatten in der weiten Welt Armut und Bescheidenheit gelernt, und atmeten an diesem schönen, stillen Plätzchen dankbar und erleichtert auf. Nun, wer hätte da der Familie Orlik viel Aufmerksamkeit geschenkt? Die Welt erfuhr es kaum, als Katuschka Hochzeit hatte, solch eine ernste, stille Hochzeit, wo nur der alte Schäfer Martin Katuschkas Zeuge war und der Herr Verwalter Imrichs Zeuge. Die Frau Beschließerin hatte in Orliks Hütte ein gutes Festmahl bereitet, und dann ging das Leben weiter, als wäre nichts geschehen.

Als dann nach der Hochzeit die kleine Familie beisammen war, der Herr Verwalter mit ihr, zog dieser plötzlich ein Schriftstück hervor und sagte ernst: „Onkel Imrich, nun will ich aber nie wieder aus Ihrem Munde das Wort ‚Landstreicher‘ hören. Dies hier hat mir Schäfer Orlik zur Bewahrung gegeben, falls Gott ihn abberufen sollte. Hier steht geschrieben, daß ein gewisser Imrich Kamenar und seine Frau Katharina, geborene Sobola, Eigentümer der Hütte Nr. 140 samt dem dazugehörigen Garten, Wiese und Acker sind. Das ist im Grundbuch einzutragen, sobald er die Augen schließt. Von heute an sind Sie also Bürger unserer Ortsgemeinde und kein Landstreicher mehr. Die Zeiten der Freiheit, da Sie durchs Land streichen durften, sind ein für allemal vorüber, denn nicht umsonst sagt eine alte Bauernregel:

„Nimmst du ein Weib, zu Hause bleib!““

# Die Kinder der Hausierer

## Gut versorgt!

Väterchen geht nach Österreich“, erklärte klein Hänschen jedem, der ins Haus kam. „Und wo bleibst du?“ fragte so mancher Mund, worauf das Kind fröhlich antwortete: „Ich gehe mit!“ Nun kam der Vorabend der Abreise. Michal Wallo saß mit seinem Kinde auf der Bank; beide sahen zu, wie die Mutter den Teig für Kuchen knetete. „Wir gehen nach Österreich weit fort!“ wiederholte der Kleine und nickte mit dem Lockenköpfchen. „Morgen gehen wir schon!“ Der Arme, er sah weder die Tränen auf den Wangen der Mutter noch Väterchens feuchte Augen. Ja, die Eltern mußten gehen, sie mußten, doch ohne ihn. – Endlich mußte dem Kinde die Wahrheit beigebracht werden; aber wie? Wer sollte es tun?

Frau Wallo trug den Teig in die Küche. Sie war ein braves, fleißiges Weib, das Mann und Kinder ordentlich und rein hielt, gehörte aber zu den abgehärteten Bewohnerinnen von S., deren Herz nicht bricht, wenn sie von ihren Kindern scheiden müssen. Wurde sie ja einst von ihren Eltern auch so verlassen. Jahraus, jahrein sah sie dieselben bloß zwei bis drei Monate und erlebte auch bei ihnen nichts Gutes. Die übrige Zeit mußte immer bei fremden Leuten zugebracht werden. Nun, da wurde sie gepflegt, wie wenn jemand seinen Hund dem Nachbar in Verwahrung übergeben hätte. Dann kamen noch härtere Zeiten. Man gab sie in den Dienst zu Hausierern. Mit diesen irrte sie von acht Jahren an herum – bis sie heiratete. Jetzt, da schon vier eigene Kinder um sie herumliefen, fiel es ihr wohl schwer, diese zu verlassen, doch nahm sie es sich nicht zu sehr zu Herzen. Freilich

dachte sie: „Die Armen werden weder so gut gepflegt noch so rein gehalten, vielleicht bekommen sie nicht einmal satt zu essen; aber, was ist zu machen? Wir müssen hausieren gehen, wenn wir leben wollen; mitnehmen kann man die Kinder nicht. Ich bin so aufgewachsen, – auch sie werden dabei aufwachsen.“ Das ärgste war mit klein Hänschen. Die größeren waren schon abgehärtet. Voriges Jahr, als die Eltern fortgingen, weinte schon keines mehr von ihnen. Hänschen war damals noch zu klein und wußte nicht, was mit ihm geschah – aber jetzt wird er weinen. „Ich muß gehen und ihm ein Spielzeug kaufen zur Beruhigung.“ So dachte Frau Wallo. Ihrem Manne fiel es schwer aufs Herz. Er war erst nach der Verheiratung Hausierer geworden, und im Anfang war ihm das unstete, herumwandernde Leben sehr ungemütlich und peinlich gewesen. Es hatte ihn immer geschmerzt, daß die Kinder in fremde Hände gegeben werden mußten, wieviel mehr jetzt! Wie er so dasaß, den Kleinen im Schoß, obwohl der Mund verschlossen blieb, entrang sich seiner Seele ein Aufschrei des Schmerzes. Er mußte ja seinem Liebling den Irrtum nehmen. Das Knäblein wollte den Geschwistern gar nicht glauben, daß es mit Väterchen nicht mitgehen sollte. War doch dieses Väterchen sein Alles. Den ganzen Tag verbrachte es in seiner Nähe, schaute seiner Arbeit zu und vertrieb mit lieblichem Geplauder die Zeit sich und dem Vater. Die übrigen Kinder gingen oft zu den Großeltern, wie auch heute; Hänschen blieb am liebsten daheim.

„Väterchen, werden wir gleich morgen früh, wenn wir aufstehen, nach Österreich gehen?“ fragte das rosige, unermüdliche Mündchen.

„Ja, Hänschen, die Mutter und ich, wir gehen gleich in der Frühe fort; aber dich können wir nicht mitnehmen, denn es ist kalt, und die Füßchen möchten dir wehe tun“,

antwortete der Vater, getraute sich aber nicht, sein Kind anzuschauen. Er würde den Blick der tiefen, schwarzen Augen nicht ertragen können, so unschuldig und erschrocken zugleich.

„Und wo werde ich sein?“ Die rosigen Lippen zitterten.

„Du gehst mit Mariechen, Paul und Joseph zu Tante Matejak“, beschwichtigte der Vater. – „Ich werde dir ein Pferdchen kaufen, und auch eine Trompete sende ich dir aus Österreich.“

„Ihr kauft mir ein Pferdchen, und wann?“ freute sich das Kind.

„Noch heute, daß du bei Tante Matejak spielen kannst.“

„Aber,“ fragte der Kleine nach einer Weile Schweigens, währenddessen man nicht wissen konnte, was in der kleinen Seele vorging, „ihr werdet auch bei Tante Matejak wohnen?“

„Ach nein, wir müssen nach Österreich Brot verdienen gehen! Aber wir kommen wieder. Hänschen wird auf uns warten, und wir kommen.“

„Ihr werdet kommen“, beruhigte sich der Kleine. „Morgen?“

„Ja, morgen“, antwortete der Vater und dachte dabei an die langen zehn Monate, an die gefährlichen Wege und vielen Beschwerlichkeiten, überhaupt an alles, was zwischen heute und diesem „Morgen“ liegen konnte. – Obwohl sein Herz beinahe brach, war er doch froh, daß der Kleine nicht weinte.

Nach einiger Zeit kehrte die Mutter zurück, und wie wenn sie erraten hätte, was der Vater versprochen, brachte sie für Hänschen ein Pferdchen. Mit ihr kamen auch die übrigen Kinder, und das Zimmer war bald ihrer Freude voll.

„Wir gehen zu Tante Matejak, Vater und Mutter nach Österreich; aber sie kommen morgen wieder“, erzählte der Kleine.

Die Kinder verlebten einen glücklichen Abend, bekamen ein gutes Nachtessen, und dann kam's zum Scheiden. Als Hänschen am anderen Tag um 4 Uhr vom süßen Schlaf erwachte, in dem er weder die Tränen der Mutter noch den heißen Kuß des Vaters gefühlt hatte, war er eine Waise. – Ja, eine Waise – trotz Vater und Mutter; denn keine Waise ist schlechter daran als ein Kind des Hausierers.

Ein fremdes, gleichgültiges Antlitz neigte sich über ihn. Es war Tante Matejak, ein junges, braves Weib – aber kalt wie das Eis draußen, lieblos gegen Kinder, ohne alles Interesse für die Neigungen der kleinen Herzen. Das herzzerbrechende Weinen des Kleinen war ihr lästig, und als er durch nichts beruhigt werden konnte, nur immer nach „Väterchen!“ rief, schrie sie ihn endlich an. Nun, das Kind, diese Art nicht gewohnt, hörte wirklich auf zu weinen, drückte sein Pferdchen und Kuchen – die einzigen Sachen, welche ihm von der trauten Heimat geblieben waren – an sich, verkroch sich in einen Winkel, und müde vom vielen Weinen, schlief es wieder ein. Doch noch im Schlaf hörte man die nervösen Seufzer eines mit Gewalt gedämpften Schmerzes.

\*

Wochen vergingen. Die Kinder hatten es bei den Pflegeeltern nicht gerade schlecht, jedenfalls viel besser als andere HausiererKinder – den Onkel Matejak trank und fluchte nicht. Doch er hatte eine Art zu reden, die in den kleinen Herzen für ihn keine Neigung erwecken konnte. Auch waren seine Strafen, wenn auch nicht reichlich, doch sehr hart. – Und die Tante? O, die hatte für sie kein



Herz! Sie gab ihnen genug zu essen, wie auch den Schweinchen im Stall, sonst aber konnten sie ihretwegen beschmutzt und zerfetzt herumirren. Klein Hänschen, das zu Hause immer so schön und zierlich herumging, sah nach kurzer Zeit einem Betteljungen ähnlich. Weil man kleine Löcher nicht vernähte, so hingen von seinen Kleidern bald ganze Lumpen herunter. Der Knabe fühlte sich wie in der Fremde. Er wußte nicht zu sagen, was er fühlte, als man ihn wie einen Großen zu behandeln anfing. Niemand nahm ihn mehr auf den Schoß; niemand streichelte und herzte ihn. Wie verloren irrte er im Hause herum. Die Geschwister gingen in die Schule, und er hatte bloß sein Pferdchen und seine Trompete, welche ihm sein Väterchen wirklich geschickt hatte, die er aber nicht blasen durfte, denn Onkel und Tante liebten keinen Lärm. O, dem zarten Kinderherzen war so kalt wie einer zu früh ins Freie versetzten Treibhauspflanze! Das vordem so fröhliche Kind wurde immer schweigsamer, weinte oft ohne Ursache, wurde dafür bestraft und hörte aus Furcht zu weinen auf. Armes, von den Sonnenstrahlen der Liebe unbeschiedenes Pflänzlein!

\*

Einmal lief der Kleine auf die Gasse, und selbst nicht wissend, warum, wohin, irrte er immer weiter. – Wie er so die Häuser und Gärten vor sich anschaute und dabei, wie wenn er eine Frage beantwortete, sprach: „Hänschen geht zum Väterchen – er wird warten – Väterchen kommt morgen“, sah er ein bekanntes, längst vermißtes Haus und erkannte seine Heimat. Fenster und Türen waren verschlossen; aber er stieg ein paar Stufen zur Tür hinauf, setzte sich an die Schwelle und legte sein Pferdchen samt Trompete in den Schoß. Die Sonne beschien

mit Lust das schöne, wenn auch beschmutzte Gesichtchen. Wie war er jetzt glücklich, endlich nach Wochen! Eine mitfühlende Frau ging vorbei. Sie war nicht so brav wie die Matejak, liebte aber die Kinder und wußte, was sie brauchten. Freundlich neigte sie sich zum Kleinen, wischte den Schmutz von seiner Wange und sprach ein paar liebe Worte zu ihm. Er fühlte den warmen Liebesstrahl gleich. Zutraulich schmiegte er sich an die Tante und erzählte ihr, was er hier mache, und daß Väterchen morgen komme. Die Frau brachte ihren Kindern Brot und Zuckerwerk; doch sie gab davon auch der armen, verlassenen Waise. Auch im Fortgehen wandte sie sich noch etliche Male um und sah, mit welchem Appetit der Kleine das Brot aß. „Armes Kind, wenn dich deine Mutter sehen würde!“ entrang sich's ihren Lippen seufzend, dann verschwand sie.

\*

Hänschen aber saß und aß sein Brot. Auf einmal erscheint vor ihm ein unerwarteter Kamerad in der Gestalt eines mageren, zottigen Hundes. Derselbe gehörte wahrscheinlich auch den Hausierern. Seine Herren waren fort, und er, auf sich selbst angewiesen, irrte im Dorfe herum. Zuerst erschrak Hänschen vor dem „Pozor“, aber als Pozor so freundlich mit dem Schweif wedelte, so gutherzig dreinschaute, als wollte er sagen: „So gib auch mir ein Stückchen Brot, ich bin so hungrig!“ verstand er die stumme Sprache und gab ihm einen Bissen. Der Hund setzte sich zu seinen Füßen, und als sie das Brot zusammen verspeisten, zeigte er keine Lust, den Kameraden zu verlassen. Vielleicht fühlten beide, daß sie gleich verlassen waren. Sie schmiegteten sich aneinander, Hänschen zeigte sein Pferdchen, und Pozor beschnüffelte es ganz verständig, Hänschen blies die Trompete,

und Pozor heulte. So spielten sie, bis man den Knaben aufsuchte und Pozor wegjagte.

Von dieser Zeit an machte der Kleine öfters diesen Spaziergang, und fast immer fand er dort seinen Kameraden Pozor. Freilich, er bekam dafür Schelte und auch Schläge; aber die Sehnsucht nach der Heimat und nach der Stelle, wo er sein Väterchen erwartete, überwand alle Furcht vor der Strafe.

\*

Wieder vergingen Wochen, der Sommer neigte sich zu Ende. Hänschen bekam infolge unvorsichtiger Verpflegung den Keuchhusten, wurde schwach und fieberte oft. Trotzdem, wenn auch mit großer Mühe, ging er zu seinem Lieblingsplätzchen. O wie hätte er wenigstens jetzt eine liebevolle Hand gebraucht, die ihn gestreichelt und ans Herz gedrückt hätte! – Man brachte ihn zum Arzte, der meinte, für Keuchhusten sei keine Medizin zu haben, der Kleine solle nur recht viel draußen sein in der Luft. Nun, so ließ man ihn im Freien. Leider war niemand da, dem er sein Leid klagen, in dessen Schoß er sein heißes Köpfchen hätte legen können. Ja, sein Husten wurde ihm sogar in der Nacht beschwerlich! – Obwohl Frau Matejak einen festen Schlaf hatte und kaum zu ihren eigenen Kindern in der Nacht aufstand, geschweige denn zu fremden, war ihr der Knabe doch lästig.

\*

Eines Tages ging Hänschen wieder nach Hause, fand dort Pozor, der ihm freundlich entgegenlief; als ihn aber der Husten tüchtig ermüdet hatte, lehnte er das heiße Köpfchen an den zottigen Kameraden, und der Hund blieb geduldig liegen. Gutes Tier! Vielleicht hat es ver-

standen, daß sie in gleicher Lage waren, ja daß sie beide zusammengehörten, verlassen und vergessen!

Da ging an dem schönen Bilde der Verlassenheit ein gutmütiger Bauer vorüber. Er erkannte den Knaben, sah auch, daß er sehr erhitzt war, und trug ihn nach Hause. Das Kind schlief, wachte auch unterwegs gar nicht auf. Weil das Fieber in der Nacht immer höher stieg, rief Frau Matejak in der Frühe den Arzt. „Infolge des Keuchhustens hat sich Lungenentzündung entwickelt“, lautete sein kühler Ausspruch. Medizin und Umschläge wurden verschrieben.

Frau Matejak machte alles genau nach Vorschrift, doch ohne Liebe, ohne Herz. Am dritten Tage, als es mit dem Kleinen am schlimmsten war, mußte sie samt dem Mann aufs Feld. Der Kranke blieb unter Obhut der übrigen Kinder. Aber es läßt sich denken, daß diese auch lieber hinausliefen. Sie ließen die Tür offen. Plötzlich rannte, wer weiß woher, ein Hund in den Hof, schnüffelte eifrig herum, wie wenn er etwas suchte, und lief schließlich auch ins Zimmer. Hier legte er die Vorderfüße hinauf ins Bett, wo Hänschen lag, und heulte so eindringlich, bis er erreichte, was er wollte. Das Knäblein erwachte, sah seinen Kameraden, lächelte ihn an, und in der Meinung, sie seien beide auf der bekannten Türschwelle, machte er ihm Platz neben sich, lehnte sein schwarzes Köpfchen an ihn und murmelte langsam abgerissen: „Väterchen kommt – von Öster – reich – morgen, Häns – chen geht nach – Hau – se“.

Armer Pozor! Man kann sich denken, welcher Lohn ihm zuteil dafür wurde, daß er noch einmal – zuletzt das Herzchen seines verlassenen Kameraden erfreut hatte.

\*

Als er zwei Tage darauf auf der Türschwelle von Hänschens Heimat saß, ging ein Leichenzug vorbei. Vier Jünglinge trugen einen kleinen Sarg. Pozor sah ihn auch, ahnte aber nicht, wer darin so friedlich schlummerte, daß es der war, welchen er hier erwartete. Glückliches Hänschen!

Es wird schon niemandem mehr zur Last fallen – denn jener Vater, der den Kleinen in seiner Verlassenheit gesehen hatte, der sein Herzchen verstand, und der einst aufschreiben ließ in dem Buch der Bücher: „Vater und Mutter verlassen mich; aber der Herr nimmt mich auf“, hat ihn zu sich genommen in die obere Heimat.

\*

Im ärztlichen Zeugnis stand als Ursache des Todes Lungenentzündung, doch war das ein kleiner Irrtum. „Es starb am Mangel an Liebe“ sollte dort eigentlich stehen. Hänschen wurde auf dem S...schen Friedhof begraben neben vielen anderen Kindern, die auch an dieser Krankheit starben. Frau Matejak war fest überzeugt, daß sie alles getan, was man nur bei fremden Kindern tun könne.

\*

Als man die Eltern in Österreich benachrichtigte vom Tode des kleinen Hänschen, weinte die Mutter sehr, „aber“, meinte sie dann, „es ist ihm ja dort besser“. Der Vater betrauerte seinen Liebling tief, und sein einziger Trost war, daß er ihn ja in gute, zuverlässige Hände übergeben hatte zu rechtschaffenen Leuten.

Das kleine Grab predigte lange, schade, daß es von niemandem verstanden wurde: Niemand soll fremde Kinder aufnehmen, der für sie kein Herz hat, und dem ihre Freuden und Leiden fremd sind.

## In letzter Stunde

Ein finstereres, traurigeres Haus als das sogenannte „Magazin“ von S. T. läßt sich gar nicht vorstellen. Von den übrigen Häusern getrennt, im freien Felde stehend, mit seinem verwilderten Aussehen und den kleinen vergitterten Fenstern erinnerte es eher an ein Gefängnis als an eine Stätte der Barmherzigkeit. Und doch ist es die einzige Zufluchtsstätte von Obdach- und Heimatlosen, welche die 4000 Bewohner zählende Stadt ausweisen kann. Die eine Hälfte des ebenerdigen Hauses wird als Brettermagazin verwendet; gewöhnlich liegen da auch Särge aus einfachen Brettern auf Lager. Ein Teil des großen, langen Raumes wird von Zeit zu Zeit in gerichtlichen Fällen als Sezierzimmer gebraucht. Die andere Hälfte des Hauses hat zwei Räume. Vorerst ein großes Zimmer mit nur einem dicht vergitterten Fenster, welches, wohl selten aufgemacht, nur spärliche Lichtstrahlen hineinläßt. Den Wänden entlang stehen grob gezimmerte Betten mit Strohsäcken und Bettzeug, je nach den Bewohnern; ein alter Kachelofen samt Sparherd, ein wackeliger Tisch vor dem Fenster, alte kleine Truhen und etwas Kochgeschirr bilden seine ganze Einrichtung. Dann folgt ein zweiter Raum, für den man schwer einen Namen finden würde, weder Zimmer noch Küche. Es ist da kein Ofen, wohl aber zwischen verschiedenem altem Gerümpel ein Bett. Während die schwarz geräucherten Wände des Zimmers hier und da mit Kalk geweißt werden, ist dieser Raum nicht einmal getüncht, so daß man die rohen Steine und Ziegel sehen kann. Wie schon gesagt, ist dies die einzige Zufluchtsstätte der Heimat- und Obdachlosen. Sobald ein Bewohner oder Bewohnerin von S. T. pekuniär zugrunde gerichtet ist und niemanden

hat, der sich seiner annähme, erweist man ihm Barmherzigkeit, und er wird ins Magazin aufgenommen, bekommt Obdach, Holz und 20 Heller pro Tag von der Stadtkasse. Oder wenn ein zum Vagabunden herabgekommener Bürgersohn von S. T. zurückkehrt, bleibt ihm noch diese einzige Zufluchtsstätte übrig. Dort hauchte so mancher von diesen Elenden sein armseliges Leben aus, ungepflegt und unbeweint. – Auch kranke Bettler werden da aufgenommen, oder fand man sie tot am Wege, werden sie hier unter den Lebenden im Sarg bis zum Begräbnis ebenfalls aufbewahrt.

\*

Als ich mit diesem traurigen Hause Bekanntschaft machte, hatte es bloß zwei Bewohner, ein dem Trunke vollständig ergebenes Weib und einen an der Schwindsucht dahinsiechenden, etwa 18- bis 20 jährigen Jüngling. Es war meine erste Begegnung mit solchem Elend und Schmutz, darum sind mir die Eindrücke bis heute unvergeßlich im Herzen geblieben. Immer kann ich mir das Gesicht jenes Jünglings vorstellen. Ungewaschen, von ungekämmten, schwarzen Haaren umrahmt, mit großen, tiefliegenden, dunklen Augen, blaß und abgezehrt, hatte es durch den Ausdruck von Gutmütigkeit und Trauer doch etwas zu Herzen Sprechendes. Die Lage des Armen läßt sich nicht leicht beschreiben. Von schmerzlicher Krankheit geplagt, an das harte, schmutzige Lager durch Schwäche gebunden, verursachten ihm der Rauch und Gestank von angebrannten Speisen und sauren Brühen große Atemnot. Seine einzige Pflegerin war jenes moralisch ganz herabgekommene, Tag und Nacht betrunkene Weib. Wie tat es mir leid, nichts für den Armen tun zu können! Doch da ihn meine Besuche sichtlich erfreuten und die gebrachten Erfrischungen ihm

wohl taten, so besuchte ich ihn gerne jeden Tag. Wir unterhielten uns oft in deutscher Sprache, deren er mächtig war, um nicht verstanden zu werden von jenem ruchlosen Weibe. Er klagte mir, daß sie seine Stiefel verkauft und das Geld vertrunken habe, daß sie manchmal, obwohl man ihr von der Stadt dafür zahle, ihm nicht einmal einen Tropfen Wasser reichen wolle, mit dem er in der Nacht seinen Durst stillen könnte. Auch die Speisen, welche ihm von gutherzigen Menschen gebracht wurden, aß sie weg. Sie kochte selten etwas für ihn, – auch das war nicht zu essen. Aber dies hätte er noch ertragen mögen, wenn nur die schrecklichen Flüche und schmutzigen Reden nicht gewesen wären, bei denen ihm die Haare zu Berge standen. Der Arme hatte bloß einen Wunsch: taub zu werden, um jenes Geschrei nicht anhören zu müssen. Solange ich dort war, fluchte sie nicht oder machte sich aus dem Staube. Der Jüngling hatte, vom Glauben nicht zu reden, keine Religion. Gott, Christus waren ihm verschwommene, unbekannte Begriffe. Nicht gerade blöde, war er doch geistig vollständig unentwickelt. Noch nie hatte sich jemand die Mühe genommen, über seine Seele und über die Ewigkeit mit ihm zu reden, und er stand am Rande des Grabes, ohne den Abgrund, über dem er schwebte, zu ahnen.

Wir standen beide über jenem Abgrund; denn wenn ich auch, dank der christlichen Erziehung, alle Kenntnisse besaß, die ein christliches Mädchen besitzen kann, hatte mein Herz keinen persönlichen Heiland. Meine Seele kannte Gott bloß aus der Schrift, er war noch nicht mein Vater geworden. Was mußte unser teurer Erlöser gefühlt haben, wenn er uns in dem kerkerähnlichen Raum sah und hörte! Beide verloren und beide bis zum Kreuzestode geliebt! Wie hingen die Augen des armen Verlassenen an meinen Lippen, wenn ich von der Liebe



Gottes, die uns den Sohn gegeben, und von den Leiden dieses Sohnes erzählte! „Wenn du stirbst, kommst du in den Himmel, denn Jesus ist auch für dich am Kreuze gestorben“, mit diesen Worten endete ich einmal meine Erzählung.

Als ich das zweite mal kam, legte ich dem schon schwer atmenden Kranken die Frage vor: „Wohin wirst du gehen, wenn du stirbst?“ Noch heute sehe ich jenes glückselige Lächeln sein ganzes Gesicht erheitern, als er sich aufrichtete, um mir die zuversichtliche Antwort zu geben: „In den Himmel“. „So! wie kannst du es wissen?“ forschte ich, „warum wirst du in den Himmel kommen?“ – „Weil der Herr Christus für mich am Kreuze starb.“ Mit einem seltsamen Gefühl im Herzen ging ich damals heim. Es war unser letztes Gespräch. Der Wunsch des Kranken wurde erhört, er verlor das Gehör fast ganz. Nun brauchte er die schmutzigen Reden der Trinkerin nicht mehr anzuhören; aber auch die einzige, letzte Gelegenheit, das Evangelium zu hören, war vorüber. Still, freundlich, friedlich lag er nun da die wenigen Tage noch, nur seine Augen leuchteten mir voll Freundlichkeit und kindlicher Anhänglichkeit entgegen, als ich ihn zuletzt besuchte. Dann schlief er ein, um auf Erden nicht mehr zu erwachen.

O so wenig hatte er gehört, von so unerfahrenen Lippen hat er das Evangelium vernommen. Wo ist seine Seele? Diese Gedanken bewegten damals mein Herz. Heute, wo ich weiß, nicht das Wissen, sondern der Glaube macht selig, und daß dieser Glaube, welcher mir auch von Gott geschenkt werden mußte, auch in jenem Ausgestoßenen durch den Heiligen Geist gewirkt werden konnte, heute hege ich die Hoffnung, ihn einst vor dem Throne des Lammes wiedersehen zu können.

Doch wie kam's, daß in der christlichen Stadt S. T. ein Jüngling so ohne Gott in der Welt aufwachsen und bis zu seinem 18. Lebensjahre existieren konnte? Er war ein Kind der Hausierer! Seine Eltern lebten und hausierten in der Umgebung von Wien, und sobald ein Kind zur Welt kam, brachten sie es der Großmutter nach S. T. zur Verpflegung. Diese war eine alte, unfreundliche Frau, die die Kinder bloß um des Lohnes willen pflegte. Damit die kleinen Säuglinge nicht schrien, kochte sie ihnen Tee von jungen Mohnköpfen. Nun, die Kinder schliefen und schliefen, und alle sieben Knaben blieben ihr Leben lang blöde oder geistig unentwickelt. Sie besuchten wohl die Schule, lernten auch etwas lesen und schreiben, konnten aber nichts denken, nichts behalten. Mit Mühe wurde ihnen beim Konfirmandenunterricht etwas beigebracht, daß sie aber nichts behielten, beweist unser Jüngling. Alle sieben wurden Vagabunden, denn bei keinem Meister konnten sie fertig lernen. Bis auf einen starben alle jung dahin. Der letzte ist ein Landstreicher und Bettler.

O, es gibt kein unglücklicheres Kind, als das Kind des Hausierers!

## **Allein**

In einem Zimmer, das auf den ersten Blick verriet, daß hier schon lange, sehr lange keine Frauenhand Ordnung gemacht hatte, lag, in ein schmutziges, zerrissenes Hemdchen gekleidet, ein zwei- bis dreijähriges Kind. Grobes, unbedecktes Stroh und ein zerdrücktes Polsterchen bildeten sein Lager; als Decke diente ihm ein Stück alten Wollmantels. Neben dem Bette stand ein alter, bestaub-

ter Holzstuhl und darauf eine verrostete Blechschale mit etwas Wasser. Wie gerne hätte die Sonne durch das kleine Fenster hineingeblickt, wahrscheinlich, um das arme, verlassene Menschenkind zu sehen; aber Staub, Fliegenschmutz und Spinnengewebe erlaubten es ihr nicht. So lag das Kind Tag für Tag, wochenlang schon, immer allein. Die Mutter mußte es, obwohl mit schwerem Herzen, verlassen, um in Österreich ihren Lebensunterhalt zu suchen. Es war ihr nur zu gut bekannt, was der Kleinen wartete, wenn sie dieselbe unter der Obhut des Vaters, der ein Trinker war, allein zurückließ. Aber da war keine andere Wahl, entweder an der Seite des Mannes samt Kind, wenn der Winter kommt, zu verhungern oder sich als Magd bei Hausierern zu verdienen, um für den Winter Holz, Kleider und Speisen beschaffen zu können; nun, so ging sie.

Um leben zu können, mußte der Mann ganze Tage als Tagelöhner arbeiten, war er aber ohne Arbeit, so saß er im Wirtshaus und vertrank seinen ganzen Verdienst. Ehe er in der Frühe das Haus verließ, gab er der Kleinen einmal etwas Suppe, ein anderes Mal ein Stückchen Brot zum Frühstück. In jener Blechschale füllte er etwas Wasser, und so verließ er sein Kind bis zum Abend. Kam er dann nüchtern heim, bekam die Kleine ein Nachtessen; wenn nicht, mußte sie bis zum anderen Tage warten. Das Zimmer zu kehren, zu lüften oder die Kleine zu waschen, zu kämmen und anzukleiden, fiel dem Vater gar nicht ein. Und es war ein so schönes Kinderköpfchen, trotz den Federn im Haar und dem abscheulichen Schmutz im Gesichtchen. Dort, wo Tränen die Wangen abspülten, war sichtbar, wie zart und lieblich diese waren. Nun, jener Tränen waren nur zu viele. Sie stellten sich immer samt dem Hunger ein, und gar oft hatte das Kind nur Tränen statt der Speise. Auch heute, als sich

die Kleine im Bette aufrichtete, waren ihre großen, tief-liegenden Augen voll von ihnen. Heute war es nicht nur Hunger, sondern auch Schmerz, der sie herauslockte. Den abgezehrten Körper schüttelte ein Frost, und der hart aufgeschwollene Magen verursachte Schmerzen, die niemand linderte.

Die Kleine hatte sich das Rufen nach Vater und Mutter bereits abgewöhnt, auch nach Essen verlangte sie schon nie mehr; aber heute rief sie: „Mama, Mama!“ unaufhörlich, auch zu essen verlangte das kleine Mündchen; doch ringsum herrschte unbarmherzige Grabes-stille.

Auf einmal erblickten die tiefliegenden Augen einen Gegenstand am Boden und hefteten sich darauf mit zitternder Gier. Es war dies eine Brotkruste, welche wahrscheinlich dem Vater aus der Tasche herausgefallen war, als er fortging. „Brot! Brot!“ jauchzte die Kleine. Doch wie es zu bekommen? Das Bett war so hoch. Eine Weile Nachdenkens, dann schob sich die Kleine bis zum Rande des Bettes, guckte hinunter und fing an zu weinen. Als sie genug geweint, ließ sie zuerst ein Füßchen herab, danach das zweite, hob sich bloß mit den schwachen Händchen, aber diese können die Schwere des übrigen Körpers nicht ertragen, und kopfüber stürzt die kleine Gestalt zur Erde. Einen Augenblick liegt die Kleine betäubt auf dem feuchten Leimboden, dann blickt sie herum, ihre Augen bemerken die Brotkruste, und Schmerz und alles ist vergessen. Sie schiebt sich langsam bis zu der Stelle und greift nach der Kruste. Dieselbe ist Wohl hart, bestäubt und schmutzig, doch das Kind hält sie mit beiden Händen und drückt die kleinen, weißen Zähne mit Begierde hinein. Seine kleine Brust arbeitet fast röchelnd dabei, und sobald ein Brocken abfällt, heben ihn die kleinen Finger behutsam auf von der staubigen Erde. Nach-

dem die Kruste verspeist war, schob sich die Kleine wieder auf allen Vieren zu dem Sessel, griff nach der Blechschale, trank die Hälfte des Wassers, mit der zweiten begoß sie sich tüchtig, und nun sitzt sie auf dem kalten, feuchten Lehm Boden und blickt zum Bette hinauf. Kopf über kam sie von demselben herunter, wie aber hinauf? Sie weint und schreit, bis sie schon nicht mehr schreien kann; doch als alles umsonst war, kauerte sie sich auf der kalten Erde zusammen und schlief vor Müdigkeit ein. So findet abends der Vater sein Kind, fast wäre er darüber gestolpert, als er ohne Licht hineintaumelte.

Etliche Tage darauf war auf dem Friedhofe ein kleines Grab mehr. Keine Seele fragte danach, wie das Kind umgekommen, bloß ein Auge hat es gesehen, ein Ohr gehört, und ein Mund wird einst die Strafe diktieren, auch für dieses Verbrechen. O, die Reihen der kleinen Märtyrer, wer kann sie überblicken! Welch eine Abrechnung einst am großen Gerichtstage vor dem Weißen Richterstuhl!

\*

Jahrelang lag das Elend der Hausierer Kinder wie eine Last auf meinem Herzen. Es trieb mich ins Gebet. Ich legte dem Herrn vor, er möge mir helfen, ein Asyl für die Heimatlosen zu eröffnen, wo ihnen der größte Schatz, die Elternliebe, teilweise ersetzt würde und sie christlich erzogen werden könnten. – In erster Reihe dachte ich an die Kinder unserer Blaukreuz-Geschwister.

Endlich im Jahre 1901 sollte mein Herzenswunsch erfüllt werden. Der gute Hirte machte einen Bruder samt seiner Frau willig, mit mir ein Asyl für die Kinder der

Geschwister zu eröffnen, und es wurden ihrer 15 für zehn Monate in Obhut und Pflege genommen. Im Jahre 1902 waren ihrer 19, darunter eine Vaterlose und eine Ganzwaise. Weil durch die Güte deutsch redender Geschwister der schwere Anfang uns erleichtert wurde, will ich diesen unseren Wohltätern eine kleine Freude bereiten und widme ihnen als Beweis innigster Dankbarkeit dies kleine, unscheinbare Schriftchen. Die darin enthaltenen Geschichtchen sind leider wahrhaftig. Bitte, nehmt es freundlich auf und helft mir beten, daß der Herr unser Asyl zu einer wahren Heimat der lieben Kleinen gestalten möge: besonders aber möge er die sozialen Verhältnisse Ungarns regeln, daß ein derartiges Asyl unnötig gemacht werde und die Kinder bei ihren Eltern erzogen werden können.

## **Geborgen**

### **Käthchen**

Eines Tages machte sich Paul D. auf, ging hausieren und – kehrte nicht mehr zurück. Zu Hause hatte er ein Weib mit fünf Kindern gelassen; die Armen wußten nun nicht, ob er gestorben oder ihnen treulos geworden sei. – Für Frau D. hieß es jetzt, tüchtig zu arbeiten, wenn sie für sich und die Kleinen einen ordentlichen Lebensunterhalt verschaffen sollte. Aber sie war ein braves, fleißiges Weib, und Gott, der ein Versorger der Witwen und Waisen ist, hatte ihrer nicht vergessen. Am Tage ging's auf Tagelohn, abends aber und in der Nacht wurde für die Kinder gekocht, gewaschen und geflickt. Wer die fünf reingekleideten Kinder Sonntags sah, wie sie sich, kleinen Küchlein gleich, um die Mutter scharten, hätte

an ihre Not fast nicht glauben wollen. Nun, Frau D. hatte noch von ihrer Ausstattung die Truhe voll Kleider, da wurde ein Stück nach dem anderen herausgenommen und umgenäht. Sie litt und darbtete, bettelte aber nicht, und erlaubte es auch nicht den Kindern. Diese gehorchten, gab's ja für sie auf der weiten Welt nichts Lieberes als ihre gute, treue Mutter.

So verging eine längere Zeit, der Frühling kam, und im Hause war kein Brot mehr. Frau D. wartete ihr jüngstes halbblindes Kind, und um sie herum saßen die übrigen vier hungrig und traurig. Plötzlich fielen die Augen des verlassenen Weibes auf das gegenüberliegende Dach, dort hing die alte zerrissene Hose ihres Mannes, jemand hatte sie aus dem Schweinestall heraufgeworfen. „Janko,“ sagte sie, „dort hängt Vaters Hose, hole sie herunter, vielleicht ist noch ein guter Lappen daran, ich werde damit die deinige flicken.“ Der Knabe tat, wie ihm befohlen, bald schauten die Kinder dem Mütterchen zu, wie der Oberstoff vom Futter sorgsam abgetrennt wurde. Plötzlich rief Anna, die Älteste: „Dort ist etwas versteckt“. Wirklich, in der Hand des erfreuten Weibes erglänzte ein silberner Gulden, der einst aus der aufgetrennten Tasche ins Zwischenfutter hinuntergeschlüpft war. Gewiß hatte man ihn auch damals vermißt, aber so überaus nötig wie heute war er ihnen damals kaum. „Seht, Kinder,“ meinte Frau D., „daraus könnt ihr lernen, daß man auch die Kleinigkeiten nicht verachten soll. Hätte ich nicht den Lappen retten wollen, so wäre der verlorene Gulden nicht zum Vorschein gekommen.“ Nun war die Not für jetzt beseitigt. Janko holte Brot, Mehl und Schmalz. In kurzer Zeit dampfte die vortreffliche Kümmelsuppe auf dem Tisch, und die weißen Zähne der Kinder bearbeiteten mit größtem Appetit das gute Schwarzbrot.

Nach und nach fing es an, der Familie besser zu gehen. Das Mütterchen verdiente, und barmherzige Menschen schenkten ab und zu etwas Nötiges. Da, einmal des nachts, als Frau D. noch wachend und flickend beim Tische saß, hörte sie plötzlich ein Klopfen am Fenster. Sie erschrak und wußte nicht, was es bedeute und blieb still. Doch das Klopfen wiederholte sich. „Evchen, mach’ mir auf, laß mich ein!“ rief draußen eine gut bekannte, aber längst nicht mehr gehörte Stimme. Frau D. sprang auf, öffnete und stand Auge in Auge ihrem treulosen Gatten und gewissenlosen Vater ihrer Kinder gegenüber.

Man sah es ihm von weitem an, daß er krank sei, und welch ein Leben der Trunksucht und Verschwendung er gelebt haben müsse. Nun das Geld fort war und seine Gesundheit erschüttert, kam er, um bei denen Hilfe zu suchen, die er hätte versorgen sollen. Die Kinder wachten jetzt auch auf, doch fast hätten sie den Vater nicht erkannt. Sie sahen, wie die Mutter beim Tische saß, den Kopf in die Hände gebeugt, und bitterlich weinte, hörten dabei den Vater sagen: „Evchen, nimm mich auf, ich will dir nie mehr was zuleide tun“. Das weitere Gespräch blieb ihnen – da sie sehr erschranken – unverständlich. Anna und Janko fühlten, daß jetzt schlimmere Tage kommen würden. Mariechen ahnte es nur, Käthchen und Lieschen waren noch zu klein. Nun, Frau D. nahm ihren Mann auf, somit erwies sie sich nicht nur als eine gute Mutter, sondern auch als ein treues Weib. Anfangs versuchte er, sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, mußte aber bald aufs Krankenbett und lag nun fast ein Jahr. Die arme Familie wußte kaum, wie sie diese schwere Zeit bis zu seinem Tode durchlebt hatte. Es blieb den Kindern eine traurige Erinnerung an den Vater; so schmiegteten sie sich nun in ihrer Not um so fester an die Mutter.



Einmal – es war Ostersonntag – saß Anna mit Lieschen vor der Haustüre, sah den Frauen zu, die durch die Gasse volle Körbe trugen. „Sie haben eingekauft, werden Kuchen backen, und wir haben nicht einmal Brot“, dachte sie traurig. „O, wenn auch uns jemand einen Korb brächte!“ Kaum war ihr der Gedanke entschlüpft, da kommt schon des Glöckners Knabe mit einem großen Korb voll guter Sachen von der Frau Pfarrer. Anna durfte die schönen Kuchen, welche ihnen die Frau Pfarrer schickte, auspacken. Ja, sie konnte dieselben früher essen als jene Frauen, die ja erst noch backen mußten.

Ein jedes Land, selbst das kälteste und rauheste, hat seinen Sonnenschein, auch die Familie D. hatte ihren Sonnenschein, und das war besonders für die Mutter das kleine Käthchen. Ein zartes, liebliches Kind mit schneeweißem Teint, blauen Augen, rosigem Mund und von feinem Flachshaar umrahmter Denkerstirne, dabei sehr still, gut und klug. Man brachte die Kleine mit fünf Jahren in die Sonntagsschule, wo sie, obwohl des Lesens noch unkundig, ganze Abschnitte vom Worte Gottes auswendig lernte. Schon damals ließ es sich sehen, daß ihr kleines Herzchen die herrlichen Worte Gottes liebte und darüber nachdachte. Als sie dann in die Volksschule kam, meinte der Lehrer, daß er nie eine bessere Schülerin gehabt habe. Still, bescheiden, doch klug saß sie immer in der Schulbank, wurde nie gestraft, war dabei so sanft, daß selbst die wildesten Mitschüler ihr nie etwas zuleide tun konnten. In ihrem zweiten Schuljahre starb das blinde Schwesterchen Lieschen. Dann gingen Anna in den Dienst, Janko in die Lehre und Mütterchen machte sich mit Marie auf nach Kärnten, um durch Hausieren etwas mehr zum Lebensunterhalt zu verdienen. Käthchen aber kam in das Asyl für die Kinder der Hausierer.

Sie wurde auch in dieser 16 Kinder zählenden Fami-

lie, die aus verschiedenen Häusern und Verhältnissen zusammengekommen war, ein kleiner Sonnenschein. In demselben Jahre entwickelte sich bei ihr gefährliche Gedärmskrofulose, verbunden mit Knochentuberkulose. Das arme Kind litt ab und zu furchtbar – doch es duldete still, ohne Seufzer, wie eine Heldin. Der Einfluß, den sie auf die übrigen Kinder ausübte, läßt sich kaum beschreiben. Die wildesten Knaben kamen ihr mit zarter Aufmerksamkeit entgegen. Käthchens Puppen und Spielzeug wurden nie ohne ihre Erlaubnis berührt, viel weniger verdorben. Manchmal spielten alle im Garten beim Schaukelstuhl, wobei sie tüchtig lärmten, wie's ja eigentlich kaum anders sein kann, da öffnete sich das Haustor, und die zierliche Gestalt des blauäugigen, blondhaarigen Mägdleins blieb in der Mitte stehen. Sobald die Kinder sie gewahr wurden, da flog's von Mund zu Mund: „Käthchen kommt, Käthchen kommt!“ Der Lärm verstummte und alles lief ihr entgegen. Die Größeren faßten ihre Hände, während die Kleineren an der Schürze hängen blieben. O, man merkte es gleich, wenn Käthchen unter den Kindern weilte, sie waren dann immer viel stiller und artiger. In derselben Zeit wurde auch ein kranker Jüngling ins Asyl aufgenommen und bewohnte dort ein kleines Stübchen. Es entwickelte sich bei ihm Knochentuberkulose am Fuß, eine schreckliche Krankheit, der er auch nach anderthalb Jahren unter furchtbaren Schmerzen erlag. Dieser junge, noch nicht lange bekehrte Mann, fand in klein Käthchen ein Vorbild. Sie lehrte ihn mit ihrem stillen, geduldigen Wesen, wie man ohne zu klagen, leiden kann. Als nächstes Frühjahr Käthchen wieder ins Asyl kam, war dieses schon in ein Waisenhaus umgewandelt, und ihre älteste Schwester Anna trat hier als Pflegerin ein. Jedesmal, wenn die Mutter anfangs März hausieren ging, sah man, wie das

Herz der kleinen Sonnenblume unter dieser Trennung litt, aber sie weinte nie, um der Mutter Tränen zu ersparen. Wer immer mit dem freundlichen, lieben Kinde leben durfte, jeder mußte es lieb gewinnen. Man fand fast keinen Fehler an ihr, und doch mußte auch für Käthchen eine Stunde schlagen, wo sie ihre Sündhaftigkeit sah und sich von dem guten Hirten Jesus finden ließ. Es war am Gründonnerstag, wir saßen beim Mittagstisch und lasen die Leidensgeschichte Jesu Christi. Ich erzählte den Kindern, daß Jesus darum so viel leiden mußte, damit er die verlorenen Schäflein fände und rettete. Dann fragte ich: „Wer von euch Kindern ist schon gefunden?“ Sie wurden verlegen, blickten einander an, riefen dann aber wie aus einem Munde: „Käthchen ist gewiß schon gefunden“. Sie selbst sagte kein Wort, wurde aber noch viel blasser als sonst. Eine Stunde später fand sie ihre Schwester Anna bitterlich weinend. Alle Fragen, was ihr fehle, blieben unbeantwortet, erst nach langem Zureden – nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte – hörte sie Anna sagen: „Ach, es ist mir so sehr leid, daß der Herr Jesus für meine Sünden so viel leiden mußte, und ich habe ihn nicht geliebt“. Noch in derselben Stunde fand der gute Hirte sein Schäflein und rettete es an seinem Herzen. Wenn Käthchens Einfluß auf die Kinder früher so gut gewesen war, um wieviel mehr jetzt! Sie betete abends immer mit ihnen, und es war eine Freude, die zarte Stimme anzuhören, wie sie alle Bedürfnisse des Hauses und der Seelen in demselben vor den Herrn brachte. Man mußte glauben, daß der Heilige Geist selbst durch ihre Lippen rede. Wie hat sie nur für ihre teure, gute, aber noch unbekehrte Mutter gebetet! „Herr Jesu,“ hieß es von ihren Lippen öfters, „bekehre auch meine Mutter, daß sie bei deiner Wiederkunft fertig sein kann und mit dir gehe in dein schönes Paradies.“ Noch

einen Sommer und Herbst lebte Käthchen unter uns, ab und zu schien es ihr besser zu gehen. Als aber die Mutter im Winter zurückkam und ihren Liebling zu sich nahm, wurde es schlimmer. Meist konnte sie nur sitzen oder liegen. Trotzdem tat sie aber alles, was sie nur konnte, um das Mütterchen zu Jesu zu bringen. Sie sang ihr schöne Lieder, las ganze Bibelabschnitte vor, betete für sie und mit ihr. Gottlob, nicht vergeblich! Die brave, rechtschaffene Witwe D. fühlte, daß im Wesen ihres Kindes eine höhere Macht liege, und als sie sich dann mit der still leidenden kleinen Zeugin Jesu verglich, wurden ihre Augen geöffnet. Sie sah, wie überaus sündig sie sei und daß sie einen Heiland sehr brauche.

Der Winter verging, es kam der März. Die Not gebot Frau D., wieder nach Kärnten zu ziehen. Mit welchem Schmerz, läßt sich kaum sagen. Sie mußte ja von ihrem Sonnenstrahl scheiden, auf immer scheiden. Das einzige beruhigte sie, daß Käthchen in das Asyl kam, wo man sie so sehr liebte, und wo auch sie so überaus gern immer gewohnt hatte.

Kaum drei Wochen nach Mütterchens Abreise mußte sich Käthchen niederlegen, um nie mehr aufzustehen. Als ich die furchtbaren Schmerzen des Kindes sah, mußte ich oft mit Bitterkeit der schrecklichen Verantwortlichkeit gedenken, welche die Trinker gegen ihre Kinder haben. Lieschen D. starb, erblindet an den Folgen von Vaters Trunksucht, Skrofulose hatte ihre Augen verdorben.

Käthchen ging an Gedärmskrofulose zugrunde, ebenfalls ein Opfer der Trunksucht ihres Vaters. In der Osterwoche stieg ihr Leiden auf den höchsten Grad. Am Karfreitag-Mittag, gerade als die Glocken majestätisch zur Ehre des gekreuzigten Lammes läuteten, ging sie heim. Es war ein schöner Siegestod – still, ohne Kampf. Wir

umstanden ihr Bett. Da öffneten sich noch einmal die schönen, blauen Augen, blickten uns alle an, gleichsam als wollte sie uns von etwas sehr Schöнем berichten. Das ganze Antlitz erstrahlte im Himmelsglanz. Dann fielen die Augen zu, ein kurzes Aufatmen, und auf Erden war alles beendet. Am Ostersonntag-Nachmittag wurde unser mit Frühlingsblumen umkränzter Liebling in die schwarze Erde gebettet. Alle Schulkinder begleiteten sie zum Grabe, und selbst der Herr Lehrer weinte ihr eine Träne nach. Der armen Mutter schenkte Jesus das, was Käthchen so sehr erbeten, sich selbst – die neue Geburt. Er allein konnte sie trösten über den Verlust eines solchen Kindes – aber er tat es auch. Ach, es wachsen seltene Pflanzen in den Tälern, und kostbare Perlen des Charakters findet man in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft, eine von ihnen war Käthchen.

### **Der kleine Stefanko**

Nicht weit vom sogenannten Eisernen Tor, wo die Donau wie ein blauer Strom ins Schwarze Meer fällt, bedeckten vor etwa 150 Jahren Urwälder die aus der Römerzeit berühmte Bergkette. Das rechte Ufer der Donau entlang führt noch heute eine zur Zeit der römischen Kaiser gebaute Straße nach Orşova, während am linken Ufer die berühmte Szecheystraße die herrliche, breite Donau umgrenzt. Über diesen schönen Straßen erheben sich zum blauen Himmel zwei Bergketten. Fels auf Fels getürmt wie riesige, grünblaue Mauern, gleichsam als wollten sie dies Stück Erde vor der ganzen Welt verbergen. Wenn man aber durch einen Felsabhang in die Bergkette hineindringt, so befindet man sich plötzlich in dem

geheimnisvollen Überrest der einstmaligen Urwälder. Auf gefährlichem, steilen Wege gelangt man da in ein unregelmäßig gebautes, über hundert Jahre altes Dorf, es ist nicht schön, aber wildromantisch zwischen lauter Felsriffen gebaut. Einerseits vom Urwalde umgrenzt, ist es von drei Seiten den hier so gewöhnlichen Winden und Stürmen ausgesetzt. Dieses interessante Dorf mit seinem schönen Namen St. Helena besitzt eine denkwürdige Vergangenheit, es hat eine Geschichte. Als zur Zeit der religiösen Unduldsamkeit und Verfolgung in Böhmen (die ja im Kleinen ungefähr bis zum Jahre 1820 dauerte) die Evangelischen aus der Heimat auszogen, um ein freieres Land zu suchen, bot man ihnen in Ungarn unbewohntes Land zu einer Kolonie an. Sie zogen nun durch ganz Südungarn, wo die schönsten Ebenen mit dem fruchtbarsten Boden ihnen angeboten wurden. Aber es waren Kinder der Berge, sie konnten sich an die reichen, aber öden Flächen nicht gewöhnen, so zogen sie weiter bis zu jenem Urwald, nahmen mit dem steinigem Boden vorlieb, rodeten den Wald aus, bauten ein Dorf und nannten es St. Helena. Die Kolonie besteht bis heute. Seit 14 bis 15 Jahren drang das reine Evangelium auch in dieses weltvergessene Plätzchen ein. Mehrere Seelen nahmen es auf, so daß zurzeit eine Gemeinde von ungefähr 50 Gläubigen in jenem Dorf den Herrn preist. Zu dieser kleinen Schar gehörte auch eine arme, kranke Witwe, deren Angehörige und Kinder alle ohne Gott in der Welt lebten. Als es mit ihr zu Ende ging, bat sie den Leiter der Gemeinschaft, er solle trachten, daß wenigstens ihr jüngstes Kind gerettet würde, und wenn sie stürbe, solle er Kristina Roy bitten, daß sie den kleinen Stephan in ihr Waisenhaus aufnehme. Der Leiter schrieb, die Aufnahme wurde bewilligt, und glücklich im Herrn schloß die Mutter ihre Augen auf Erden, um fortan den

zu schauen, welchen ihre Seele liebte. Zwei Tage und eine Nacht brauchte der kleine Stefanko G., um in Begleitung seiner 14 jährigen Schwester, die in Dienst ging, nach O Tura zu gelangen. Er war ein völlig verwilderter, scheuer Junge, ein echtes Urwaldkind, dabei ausgehungert, nur Knochen und Haut. Den Kopf vorgebeugt, als wollte er immer etwas auf der Erde suchen, so huschte er in seinen sonderbaren Sandalen lautlos im Hause umher. Armes Kind! In der langen Krankheit der Mutter war er arg vernachlässigt worden. Ja, armes Kind! Aber es vergingen drei, vier Wochen, und wie die verkümmerte Kerpflanze zum Leben aufwacht, wenn du sie in die Sonne trägst, so erwachte das kleine Herz, es taute auf in der Atmosphäre von Liebe und Wohlsein. Die gute Suppe mundete so köstlich am Morgen, das kräftige Schwarzbrot zum zweiten Frühstück und erst die schönen Gemüse- und Mehlspeisen zu Mittag, einmal in der Woche sogar Fleisch oder Wurst. Am Sonntag Kaffee zum Frühstück und Braten zu Mittag. Nein, das war für einen Jungen, der zu Hause bloß einmal des Tags gegessen hatte, etwas Unerhörtes. So war auch sein Appetit. Die Folge davon war, daß sein Gesicht die blasse Farbe verlor, die Wangen rundeten sich, der Kopf hing nicht mehr herab, und aus dem stummen, wilden, unsympathischen Jungen wurde ein lieber, etwas ernster Knabe. Dann kam eine Krankheit, fast hätte sie ihn dahingerafft, aber es geschah nicht. Doch etwas nahm der Heiland in der Krankheit mit – das alte Herz. Stefanko fand seinen Heiland und der gute Hirte sein Schäflein. Als der Kleine sein Bett verließ, war er ein neuer Junge, mit einem liebevollen, folgsamen Herzen. Wer jetzt in seine schönen blauen Augen und das liebliche, rosig angehauchte Gesicht blickt, wenn er aus der Bibel erzählt oder Sprüche aufsagt, der kann sich bloß freuen. Glück-

licher Stefanko! Wenn ich an das große Bett trete, wo er mit dem vom Vater einst so mißhandelten Janko (Johannes) schläft, und sehe die glücklichen runden Gesichter, dann dankt mein Herz dem Herrn, daß ich etwas für ihre Rettung beitragen darf. Was wird aus ihnen? Der Meister weiß es, der gute Hirte sorgt für sie, sie werden ihm nicht verloren gehen. O, rettet die Kinder, sie sind noch zu retten, sie lassen sich retten, sie sind es wert; denn es können noch Königskinder aus ihnen werden. Rettet wenigstens einen von ihnen.

Entsaget etwas eurer Bequemlichkeit, eurem Luxus. Es ist schön und gut, wenn ihr euer Geld gebt, doch auf die Dauer kann euch das noch nicht befriedigen und erwärmen. Gebt euer Herz. Was unglückliche, verlassene Kinder brauchen um glücklich zu werden sind warme, mütterliche Frauenherzen. Schwestern, rettet die Kinder, bald kommt der große Kinderfreund! O, welche Freude, sie ihm bringen zu können! „Herr, da sind sie, die Deinen!“

### **Wie Janko J. zu uns kam**

Rauher Wintertag. Die Küchentür geht auf und eine gebückte Knabengestalt schlüpft hinein. „Ach bitte, bitte, nehmen Sie mich auf, mein Vater schlägt mich zu Tode. Es wurde mir gesagt, daß Sie mich verbergen werden, und hier bei Ihnen soll's den Kindern gut gehen.“ Wir musterten den kleinen Wicht. Ein echtes Hausiererkind, seit seiner Geburt jahraus, jahrein unter fremder Obhut. „Wer hat dich geschickt, Kleiner?“ „Die Schmiedefrau da drüben.“ Richtig, da kommt sie ja selbst.



„Bitte, Fräulein, erbarmen Sie sich des Knaben, nehmen Sie ihn auf, sein Vater prügelt ihn so furchtbar. Das Kind läuft immer von Hause fort und verbirgt sich vor ihm. Dann sucht er dasselbe, und wenn er's findet, schlägt er den Knaben mit dem Riemen oder Strick. Sehen Sie, wie blau unterlaufen sein Rücken ist, wie angeschwollen der ganze Körper.“ Wir untersuchten; wir haben noch nie einen so zugerichteten Körper gesehen. Rücken, Hals, Füße blau angeschwollen, voller Striemen. Der Knabe kann sich weder setzen noch ordentlich niederbeugen. Aber er hat einen Vater, und nach ungarischem Gesetz haben wir, wenn er ihn auch totschrüge, dennoch kein Recht, ihn zu behalten, sobald er ihn abholen kommt.

Doch bis dahin darf und soll er bleiben. Der Knabe wird davon benachrichtigt, daß er bleiben kann. Welche Freude auf dem aufgedunsenen Gesicht! Nun, er blieb. Zuerst kam die Schwester ihn zu holen, tags darauf die Mutter. Mit Verzweiflung klammert sich der Kleine an einen Stuhl. Die Mutter will ihn mit Gewalt fortreißen, schlägt seine Hände blutig, doch umsonst, sie muß unverrichteter Sache fortgehen. Wir beteten, auch der Knabe betete, der Herr möge ihn bei uns lassen und das Herz des grausamen Vaters – der jetzt von O Tura abwesend ist – so lenken, daß er ihn nicht holen kommt. Halleluja! Er hört Gebet. Wochen vergingen, der Vater kam nicht. Barmherzige Frauen schenkten dem Kleinen etwas Wäsche. Er blieb, wurde geheilt und entwickelte sich als ein lieber Junge, anhänglich, folgsam, fröhlich. Das Wilde, Störrische in seiner Erscheinung machte bald kindlicher Liebe Platz. Da, an einem Vormittag kommt plötzlich der Vater, eine hünenhafte Erscheinung. Wir erschrecken. Er beschuldigte den Knaben, daß er ein böser, unfolgsamer, diebischer Bube sei, doch merkt man seinen Worten den Haß gegen sein eigen Kind an, den Haß

und die Herzlosigkeit eines Trinkers. Aber das Ende vom Liede ist, die Eltern gehen schon wieder hausieren und überlassen uns den Kleinen. O, welche Freude! Auf Befehl hat er Vater und Mutter abgebeten, kann aber schon kaum erwarten, daß sie wieder fortgehen – aus Furcht, er werde mitgehen müssen. Wie traurig, wenn Eltern von ihren Kindern so scheiden. Janko ist jetzt ein frischer, lieber Knabe, besucht die Schule, lernt verhältnismäßig gut und ist für alles sehr dankbar. Aber wie kann man ihm die Vatergüte Gottes verständlich machen, da er aus den Händen seines eigenen, unnatürlichen Vaters gerettet werden mußte?

### **Ein kurzes Blumenleben**

Es lag da in Lumpen gehüllt. Das zarte Gesichtchen blau vor Kälte, die schönen, unschuldigen Augen auf die schwarzgeräucherte Zimmerdecke gerichtet, als wollte es von dort Hilfe erwarten. Erst 13 Wochen zählte sein junges Leben und alle, alle waren in Not und Elend verlebt. Kurz nach seiner Geburt erkrankte das Mütterchen und lag ohne Pflege, hilflos, nicht imstande, sich zu regen. Dann kam das Ende, und sie ging fort von der zuletzt so traurigen Erde, einer ungewissen, ewigen Zukunft entgegen. Ohne Licht, ohne Hoffnung, ohne Jesus! Und das Kindlein blieb zurück mit seinem halbblinden Vater, der als Tagelöhner um einen Lohn von 40 Pfennig Tag für Tag außer dem Hause arbeiten mußte und nur abends und nachts sein kleines Söhnchen pflegte. Ja, so lag es hier allein, verlassen, bloß von seinem vierjährigen Brüderchen gehütet. Neben ihm kauerte sein zweijähriges zweites Brüderchen, weinend vor Schmerz. Beide Augen blind, der ganze kleine Körper krank und

angeschwollen. Die schönen blauen Augen des Kindes, in denen sich der Himmel mit seiner Reinheit spiegelte, blickten so ruhig, so stille. Es hatte sich vorhin vor Hunger und Durst in den Schlaf geweint, nun war es wieder aufgewacht. Es bewegte langsam das kleine Köpfchen, als wenn es die Gegenstände des engen, widrigen Raumes mustern wollte. Man sagt, wenn die Kinder schlafen, so träumen sie vom Paradies. Nun, sollte es wahr sein, dann war das Erwachen des Knäbleins um so trauriger. O, wie düster war der ungeheizte Raum, der Zimmer und Küche zugleich, vom größten Elend erzählte. Schmutz, Not, Krankheit stritten um den Vorrang. Ach, gab es denn keine barmherzige Liebe mehr auf Erden? Was wird aus dem kleinen Würmchen? Bleibt es am Leben, um so zu verkümmern, wie sein zweijähriges Brüderchen? Es hatte Tanten und Basen, aber alle waren arm, keine wollte das Kind ohne Pflegegeld aufnehmen. Alles Bitten des armen Vaters blieb ohne Erfolg. – Auf einmal hört man leichte Schritte. Die Tür geht auf und von der kalten Wintersonne beleuchtet bleibt an der Schwelle eine schlanke Mädchengestalt stehen. Die städtische Tracht, in dem meist von Bauern bewohnten Dorf ungewöhnlich, kennzeichnet sie als eine Fremde. Kurz darauf kommt der arme Vater und beide beugen sich über das nun wieder weinende Kind.

„Ist es wirklich wahr, daß Sie mein Kind nehmen wollen?“ fragte der Mann mißtrauisch. „Ja, wenn Sie es uns überlassen.“ „Und wer wird es pflegen?“ „Ich, wir haben ein kleines Waisenhaus, mein Fräulein nimmt arme Kinder unentgeltlich auf, und wir pflegen sie um Jesu willen. Es wurde uns von Ihrem Elend gesagt, wir wollen Ihr Kind retten.“

Mit tränenfeuchten Augen schied das Mädchen mit der Versicherung, am Montag wiederzukommen, heute

war Samstag, um das Kind in seine neue Heimat zu holen.

Es war kein großes Gebäude mit vielen Kindern, in welches der kleine Pilger am darauffolgenden Montag gebracht wurde, aber es wartete seiner dort ein kleines, gut geheiztes Stübchen, ein niedlicher Kinderwagen, ein reines Bettchen und eine kleine, fröhliche Familie. Wie groß war die Freude des Vaters, der seinen Liebling im Paradiese wähnte und beruhigt das Kind in der warmen Liebesatmosphäre verließ, um in sein düsteres Heim zurückzukehren, und nun auch das zweite kranke Kind in ein weit entferntes Krankenhaus zu tragen – wo es aber in kurzer Zeit starb. So kam der kleine Janicko (Ia-nitschko – Hänschen) in das Asyl für Hausierererkinder in O Tura. Um Jesu willen aufgenommen, wurde das Kind so geliebt wie kaum ein Prinz, und es entfaltete sich ein reizendes Kindchen, ein Sonnenstrahl des ganzen Hauses. Es war ein Jesuskind, schön, lieb, folgsam, still und doch fröhlich. Die klugen Augen konnte man dann fast nicht mehr sehen aus dem dicken, rosigen Gesichtchen. Das silberweiße Kraushaar beschattete die zarte Stirn. Ianicko machte keine Mühe, er schlief, nachdem er gesund geworden, die ganzen Nächte. Sogar alle seine Perlenzähne bekam er ohne große Schmerzen und Krankheit. Ja, er war eine sonderbare Gottesgabe, der kleine herzige Knabe. Alle ihm gewidmete Liebe lohnte er mit seiner Liebenswürdigkeit. Glückliche sein und andere zu beglücken, das schien seine Lebensaufgabe zu sein.

Darum wurde er auch immerfort beschenkt. Sogar in der letzten Lebenswoche – ja, als sich schon die schönen Augen auf immer geschlossen hatten, kamen noch schöne Geschenke. So manche süße Hoffnung wurde für sein weiteres Leben geträumt, die aber nie zur Erfüllung

kommen sollte. Im Frühjahr kam ein rauher Nordwind der Epidemie, berührte fast alle Kinder von O Tura und küßte mit seinem eisigen Kuß auch das liebliche Paradiesblümchen.

Trotz der sorgsamsten, liebevollsten Pflege, trotz aller Gebete war keine Hilfe auf Erden. Das kurze Blumenleben mußte enden. Vor den Pflegerinnen lag die liebliche, leblose Hülle unter weißem Krepp und Spitzen, mit Veilchen und Maiglöckchen geschmückt. So werden sie es vielleicht wiedersehen inmitten von himmlischen Heerscharen, das schöne Gotteskindlein. Wer kann's wissen, welchen Platz es einst einnehmen soll und wird im Reiche Gottes, wenn sich die liebevolle, sonnenhelle kleine Blume ohne Schatten der Sünde entfaltet hat. Ja, sie werden dem Herrn immer und ewig danken, daß sie sein Kindchen ein Jahr und etliche Tage Pflegen durften. Unser Ianicko ist daheim. Doch er hat noch viele Brüder und Schwestern. Es liegt so manche Blume am Wege, laßt sie nicht zertreten werden, hebt sie auf. Sie wird euch beglücken mit dem süßen Duft der Liebe, und Jesus kommt mit ihr in euer bis jetzt ödes Haus und wird euch segnen. Ihr alleinstehenden Frauen, ihr kinderlosen Ehegatten, nehmt Jesus auf in seinen Kleinsten und Geringsten, es ist so köstlich!

### **Lebendig begraben**

In dem malerisch schönen Waagtale in Nord-Ungarn, nicht weit von einem kleinen, ärmlichen Städtchen, steht eine mächtige, schwarzgraue Festung mit dicht vergitterten Fenstern. Schon von ferne stellt sie sich der Welt

dar als die sagemumwobene Festung Ilava, hinter deren düstern Mauern bereits Tausende von Menschen in lebenslänglichem Gefängnis ihr elendes Dasein beendet haben. Der Blick auf dieses traurige Gebäude erfüllt uns unwillkürlich mit Entsetzen, wenn wir bedenken, daß dasselbe von lauter Mördern bewohnt wird. Denn da in Ungarn außer Mord kein Verbrecher mit zehn Jahren Zuchthaus bestraft wird und in Ilava nur zu 10-, 16 und 20 jährigem Gefängnis verurteilte Sträflinge sich befinden, so sind dort lauter Männer, die ihre Hände mit Menschenblut befleckt haben.

Wenn im Frühling und im Sommer die Obstgärten und Wiesen des Waagtales in herrlicher Blüte prangen und zwischen diesen, gleich einem Silberband, der Waagfluß, umgeben von bläulichem waldbedeckten Gebirge, still dahinfließt, an dessen beiden Ufern über die niederen Häuschen der ärmlichen Dörfer die netten Kirchtürmlein zum Himmel emporragen, wenn die von denselben hernieder schwebenden Glockentöne mit dem fröhlichen Lachen der spielenden Kinder, dem lieblichen Gesänge der Nachtigallen und dem Ruf des Kuckucks sich vereinigen – wenn jedes freie Menschenherz, von Freude erfüllt, jubelt, daß wieder der Zeitabschnitt eines neuen Lebens gekommen ist – da merkt man hinter den Mauern von Ilava keine Veränderung; die 900 Sträflinge kennen keinen Unterschied mehr zwischen einem Tage und dem anderen, zwischen heute und morgen. Ob Winter, ob Sommer, immer gleich spärlich fallen die Strahlen der Sonne durch das dichte Fenstergitter, und niemals dringen Klänge der Freude und das Geräusch des äußeren Lebens in das Innere des Zuchthauses hinein. Ja, Ilava ist das Grab von 900 lebendigen Menschen, die Gott einst erschaffen, daß sie ein glückseliges, gehorsames Leben führen sollten, ihm zur Ehre und dem Näch-

sten zum Segen; die aber statt dessen sich selber und andere ins Verderben brachten.

„Mörder“ – welch schreckliches Wort! Jedoch ehe wir sie verurteilen, wollen wir an einer Geschichte sehen, auf welche Weise die Leute in die Festung Ilava geraten.

Es war zeitig im Frühjahr, als eines Tages das schwere Tor der Ilava-Festung sich öffnete und, unter Bajonetten geführt, ein ungefähr 25 jähriger Jüngling seine Schwelle überschreiten sollte. Vor ihm das Grab der Lebendigen, hinter ihm die herrliche Frühlingswelt! Noch einmal schaut er sich um – zum letzten Male; nie mehr wieder sieht er den Untergang der Sonne, wie sie eben jetzt hinter den mit Wäldern bedeckten Bergen hinabsank... Ein schmerzlicher Seufzer entfuhr seinen Lippen – er stöhnte in wilder Sehnsucht nach Freiheit, in furchtbarer Bangigkeit vor dem erzwungenen, langsamen Absterben, welches seiner wartete. Er wollte entspringen – vergeblicher Versuch! – das Tor fiel hinter ihm zu. Es wird sich erst dann wieder für ihn auftun, wenn man ihn auf der Totenbahre von hier hinausträgt.

Er war der Sohn wohlhabender Bauersleute und wurde von Kindheit an im Eigenwillen erzogen. Er hatte einen Vater, der, da er selbst gerne trank, auch seinem Söhnchen von dem „guten Getränk“ vergönnte, „damit es“, nach seiner Meinung, „stark werde“. Er hatte eine Mutter, die jeden auszankte, der ihr klagen kam, wenn ihr Söhnchen Tiere quälte, Kameraden schlug und dieselben mit Schimpfnamen überhäufte. Oft rühmte sie sich vor ihrer Nachbarin: „Wahrhaftig, der Junge versteht das Fluchen so gut wie ein Alter!“ Die Eltern des Knaben besuchten wohl die Kirche, und die Welt sagte von ihnen, sie seien rechtschaffene Leute – der Junge aber sah, daß es ihnen gar nicht einfiel, „Gott zu fürchten und seine Gebote zu halten“. So wuchs er denn auf

ohne Gott, ohne Christus; kein Mensch lehrte ihn, an seine Seele und an die Ewigkeit zu denken. Als er zum Jüngling herangewachsen war, nahm man ihn zum Militär. Was er an Schlechtigkeiten von Haus aus noch nicht wußte, lernte er hier vollends. Die tollsten Dinge, die sich nur erdenken ließen, stellte er tagsüber samt seinen Kameraden an, und wenn die Nacht kam, da trieb er Werke der Finsternis.

Nach drei Jahren kehrte er ins Elternhaus zurück und fing an, den großen Herrn zu spielen. Die ganze Verwandtschaft bewunderte den schmucken Soldaten, trotzdem er oft in betrunkenem Zustande nächtelang von einem Hause zum anderen lärmte. Schließlich wurde dem Vater die Wirtschaft seines Sohnes zu viel. Er schalt, schimpfte, drohte. Hierdurch entstand Streit und Lärm im Hause. Damit sich das nicht wiederhole, steckte die Mutter ihrem Sohne heimlich Geld zu. Als der Vater dies erfuhr, schlug er seine Frau; er selbst gab sich gänzlich dem Trunke hin. „Ich werde,“ sagte er, „für solch einen Schurken nicht wirtschaften.“ Die Arbeit stand, die Wirtschaft ging bergab. „Ihr solltet ihn verheiraten,“ rieten die Nachbarn, „dann würde er schon zahmer.“ Die Eltern gingen darauf ein; der Jüngling fand ein ordentliches Mädchen, das schön und auch wohlhabend genug war, und die Hochzeit sollte stattfinden. Es ist eben bei uns so, daß ein Jüngling alle Gebote mit Füßen treten kann, und doch geben die Eltern ihm ihre Tochter zum Weibe. Einmal wollte der Jüngling in Begleitung von Musik seine Braut besuchen. Er verlangte Geld von seinem Vater; als er keins bekam und die Mutter damals keins hatte, stahl er Obst, trug es heimlich weg und verkaufte es, und für den Erlös hielt er die ganze Nacht hindurch ein Saufgelage. Gegen Morgen entstand im Wirtshaus Streit und Schlägerei. Der betrunkene Jüng-



ling erstach mit dem Messer des Wirtes seinen besten Freund und lief hierauf, ganz mit Blut bespritzt, wie ein Besessener nach Hause. Hier begann der vom Schlafe erwachte Vater ihn einen Dieb zu schelten. Mehr brauchte der Jüngling nicht. „Damit er endlich aufhört, will ich ihn umbringen“, dachte er bei sich und erstach mit demselben Messer seinen Vater!

Dies geschah vor nicht langer Zeit, und heute, gerade an dem Tage, der für seine Hochzeit bestimmt war, schlossen sich für immer hinter ihm die Tore der Ilava-Festung. Niemals wird er heiraten, nie wird ein glücklicher Ehemann; ein ehrbarer Bürger, ein Landwirt aus ihm werden. Es ist alles verloren – verloren für immer!

Ihr Väter, die ihr selbst Trinker seid und von dem höllischen Getränk auch euern kleinen Kindern gebt, werft einen Stein auf diesen Jüngling – wenn ihr könnt!

Ihr Mütter, die ihr über die Schlechtigkeit eurer kleinen Kinder lacht und ihnen das Fluchen erlaubt, werft einen Stein auf ihn!

Ihr Mütter, die ihr heimlich euren Söhnen Geld zusteckt, damit diese ihre Leiber und Seelen verderben und sie auf solche Weise zum Stehlen anleitet, werft einen Stein auf ihn! –

Ja, ihr Eltern, die ihr selbst die Gebote Gottes nicht haltet, Gott nicht gehorcht, der Ewigkeit nie gedenkt – die ihr euch Christen nennt, Christus aber mit Füßen tretet und so euren Kindern den Weg in die Verdammnis zeigt – ihr, ja ihr werft einen Stein auf den Ilavaer Jüngling!

Wenn dessen Vater an den Herrn Jesus Christus geglaubt und nach dem Willen Gottes gelebt hätte; wenn seine Mutter, als er noch ein kleiner Knabe war, für ihn gebetet hätte, wenn sie ihr Kind gelehrt hätte, Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben – er brauchte heute nicht in Ilava zu sein!

Und du, Jüngling, der du dich gerade auf demselben breiten Wege befindest und dieselben Werke tust, die jener Jüngling tat – o, halte ein! Bedenke, wo führt es dich hin? Vielleicht auch nach Ilava, und wenn auch nicht dorthin, so jedenfalls noch tiefer in jenes tiefe, schreckliche Gefängnis, „da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlischt“. Dort in Ilava schlug jener Jüngling mit verzweifelterm Geheul seinen Kopf an die kalten Wände der engen Gefängniszelle; denn er wußte, daß er, obwohl noch so jung an Jahren, trotzdem hier leben und sterben müsse; aber er hatte dennoch die Hoffnung, daß mit dem Tode die Erlösung für ihn kommen würde.

Was wirst aber du tun, wenn du dorthin kommst, wo der Tod keinen Zutritt mehr hat, daß er etwa der Qual ein Ende mache? O, sollte dir auch niemand mit gutem Beispiele vorangehen, weder Vater noch Mutter, komm doch zu dem Herrn Jesus! Komme so, wie du bist, gebunden mit der Sünde, er nimmt dich an, er wird deine Bande lösen. Wir sind an die Tausende von Zeugen und Zeuginnen, die wir gerade so wie du in dem Schlamm der Sünde wateten, und als wir zu ihm kamen, als wir ihn anriefen, da machte er uns frei. Er ruft: „Kommt her zu mir alle!“ und spricht: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. „Also hat Gott die Welt geliebt“ – auch dich – „daß er seinen eingeborenen Sohn gab!“ und du hast ihn noch nicht angenommen? O, nimm ihn heute noch an, nimm ihn auf in dein Herz – „auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“.

Ihr Väter, Mütter, Söhne, Töchter – ohne Jesus werdet ihr alle verloren gehen! „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ O kommt zum Herrn Jesus; eure Sünden liegen auf euch

eure Verdammnis säumt nicht! „So sind wir nun Bot-schafter an Christi Statt; denn Gott ermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott!“

Bruder, Schwester, bist du schon versöhnt mit Gott? Hast du schon die Gewißheit, daß dir deine Sünden vergeben sind? Du lebst heute, und der Herr Jesus gibt heute Vergebung. Aber nicht allein vergibt er, er rettet auch. Laß dich heute von ihm rein machen und deine Bande lösen; denn du weißt nicht, welche Sünde du sonst morgen begehen wirst, die dich vielleicht für Zeit und Ewigkeit unglücklich machen wird!

## **O komm doch heute!**

### **Eine verlorene Seele**

Wem läutet das?“ fragte eine Nachbarin die andere. „Und das wißt Ihr nicht? Die betrunkene Andreas'n ist gestorben.“

„Was Ihr sagt! Wann denn?“

„Gestern fand man sie auf dem Felde vom Schlage gerührt. Einen Beutel voll Mehl hatte sie in der Hand, mit dem sie wahrscheinlich zur alten Vojkowa gehen wollte, um bei ihr dafür zu trinken; aber sie kam nicht bis dorthin.“

Die Frauen lachten.

„Lacht nicht darüber!“ sprach da ein altes, auf ihren Stab gestütztes Mütterchen. „Ihr habt die Andreas'n bloß als Trinkerin gekannt. Ich habe aber bei ihr gedient, als

sie noch jung war. Sie war damals eine rechtschaffene, ordentliche Frau, arbeitsam, flink, reinlich und bildschön, wie so bald keine zweite zu finden war. Ihr könnt es daran sehen: als Andreas sich mit ihr verheiratete, besaß er nur ein kleines Häuschen und einige Äcker. Aber beide arbeiteten und sparten ordentlich. Er war eifrig bei seinem Handel, und sie hütete und vermehrte den Verdienst, so daß nach kurzer Zeit Äcker und Wiesen zugekauft und ein schönes Haus gebaut werden konnte. Ihre Söhne ließen sie studieren, die Töchter heirateten vornehm – kurz, unter Gottes Segen ging es ihnen gut, hauptsächlich weil sie eine so tüchtige Hausfrau war, bis sie sich das Trinken angewöhnte...“

„Da hat sie früher also nicht getrunken?“ fragten die Frauen verwundert. „Wie kam es, daß sie dann später so herunterkam und ihrer Familie solche Schande machte?“

Das Mütterchen seufzte. „Wißt ihr, als die Obrigkeit erlaubte, daß jeder Bauer seinen Zwetschgen-Brantwein („Slibowitz“) selbst brennen darf, begann auch Andreas zu brennen. Er hatte selbst viel Zwetschgen und kaufte noch von anderen dazu. Ich diene damals noch bei ihnen. Da der Bauer wenig zu Hause war, lag die Brennerei ganz in den Händen der Frau. Dabei gewöhnte sie sich das Kosten so an, daß sie eher Brot als ihren Schnaps entbehren konnte. Dann starb plötzlich der Bauer. Die Kinder zogen fort, und das Gut wurde geteilt. Die Bäuerin hätte von ihrem Witwenanteil herrschaftlich leben können, aber sie vertrank alles und aß womöglich lieber nichts. Arbeiten wollte sie nicht, konnte bald auch nicht mehr. Ihr wißt ja, wie oft man sie aus dem Bache zog, erfroren und zerschlagen. Wie traurig und peinlich war das für die Kinder! Sie konnten ihr nicht helfen; was man ihr auch schickte, Eßbares oder Kleider – alles wurde versetzt und mit alten Weibern ver-

trunken. Hatte sie nichts mehr, so stahl sie, was ihr in die Hände kam.“

„Aber warum nahmen sie die Töchter nicht zu sich, um sie vor dem Trinken zu bewahren?“

„Ach, gute Töchter, wie oft war sie bei ihnen; aber weil sie ihnen nur Ärger und Schande machte, schickte man sie wieder nach Hause. Wer sich einmal das Trinken angewöhnt, dem ist es eine Krankheit. Nur Gott kann da helfen, Menschen vermögen'... ...s nicht. Ach, wie oft wurde mir das Herz schwer, und ich verfluchte den Erfinder des Branntweins, wenn ich sie so elend, schmutzig und in Fetzen gehüllt sah! Gäbe es keinen Branntwein, so könnte sie heute noch als angesehene Frau leben und brauchte nicht zu sterben wie ein Tier, das liegen bleibt, wo es fällt. Niemand beweint sie; ihre Kinder sind froh, sie los zu sein, und mancher wird die Ärmste noch im Grabe verspotten.“

Das Mütterchen schwieg. Die Frauen gingen in Gedanken versunken auseinander; nur die Glocke klang traurig durchs Tal, als wollte sie die verlorene Seele beweinen.

Viele Jahre wächst schon Gras auf dem Grabe der Andreas'n; aber Tausende von Frauen leben noch heute in der Gefahr, in der jene unterging. Man sagt wohl: „Ich trinke doch für mein eigenes Geld!“ „Ich hab's ja!“ oder: „Man braucht doch nicht gleich ein Trinker zu werden!“

Du trinkst nicht für dein eigenes Geld. Alles gehört Gott – und von jedem Heller, der dir anvertraut war, wirst du einst vor dem ewigen Richterstuhl Rechenschaft ablegen müssen! Vielleicht hast du nicht so viel als die Andreas'n besaß, und sie starb als Bettlerin und Diebin. Gewiß braucht nicht jede eine Trinkerin zu werden, aber sie kann es werden; und weißt du sicher, daß du, gerade du nicht eine Trinkerin oder ein Trinker werden wirst?

Die berausenden Getränke sind Ketten, mit denen der Teufel die Menschen langsam bindet. Nachdem sie dieses Joch freiwillig auf sich genommen und sich das Trinken angewöhnt haben, nimmt er die Ketten in die Hand wie Zügel, schlägt mit dem Durste wie mit einer Peitsche und reitet auf dem armen Sklaven der Trunksucht. Er regiert, und sie müssen laufen bergabwärts bis ins Grab und dann mit ihm in das ewige Feuer. Alle ohne Unterschied: Männer und Frauen, Gebildete und Ungebildete, Arme und Reiche müssen ihm gehorchen. Keine Macht der Erde kann die Menschen von diesem Tyrannen befreien. Ich kannte einen reichen Trinker, der wohl sein Vermögen nicht vertrinken konnte, aber dennoch trotz seines Überflusses vor Hunger und Durst wegen Luftröhrenschwindsucht starb. Ja, ich kenne Männer und Frauen, die der Teufel schon mit der Kette der Trunksucht gebunden hat und die er weiter und weiter von Gott wegjagt, näher und näher dem Abgrund zu, „wo ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlischt“.

Aber Gott sei Dank! Ich kenne auch einen Sieger, der da kam, um die Ketten der Gebundenen zu lösen, um die Kerkermauern zu zersprengen. Kennst du ihn, liebe Seele? Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden! Kennst du Jesus von Nazareth? Wenn ja, warum kreuzigst du ihn aufs neue mit deinen Sünden? Er sagt: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“ Liebst du dich schon frei machen? Wenn nicht, warum nicht? Warum willst du ewig ein Sklave Satans sein? Welchen Lohn wird er für deine treuen Dienste geben, dafür, daß du ihm alles geopfert hast: Gesundheit, Geld, Kraft, Schönheit, Ansehen bei Menschen und die ewige Seligkeit?

Nun, es werden einige Jahre vergehen, und ihr mäßigen Trinker, die ihr das Trinken nicht lassen wollt, ihr

werdet wandeln in den Gassen eures Dorfes oder eurer Stadt: die Augen trübe, blutunterlaufen, die Nase dick, rot oder blau, die Lippen farblos oder aufgeschwollen, die Wangen hohl oder gelb, die Stirn gefurcht, die Gestalt entweder eingefallen wie dürres Holz oder aufgedunsen mit dünnen, krummen Füßen, mit gekrümmtem Rücken, unsicherem Gange und unstetem Blicke, die Stimme heiser, und die ganze Erscheinung trägt den Stempel einer immerwährenden Unruhe, welche schon hier auf Erden die verlorene Seele des Trinkers empfindet. Auf Schritt und Tritt wird euch der ekelhafte Geruch umgeben; jeden Raum, in den ihr kommt, werdet ihr damit erfüllen und die Luft verpesten. Die Leute werden euch weit aus dem Wege gehen, und der Herr Wirt, der euch damals, als ihr noch menschenähnlich waret, mit offenen Armen empfing, wird euch jetzt um keinen Preis auf der Gasse die Hand reichen. – Seid ihr zu einem solchen Bilde geschaffen worden? Seid ihr dazu in die Welt gekommen, um unter irgendeinem Baume oder einer Brücke oder an einer gräßlichen Krankheit zu sterben? Ich kannte eine Trinkerin, die wohl sehr alt wurde, aber dann monatelang unter so großen Schmerzen dahinsiechte, daß man ihr Schreien bis in die Nachbarhäuser hörte. – Aber das Schlimmste kommt noch: Wollt ihr so verunstaltet vor das Angesicht Gottes treten? Werdet ihr den Blick der Flammenaugen Gottes ertragen können? Irret euch nicht, die Trunkenbolde werden das Himmelreich nicht ererben! Was wollten sie dort machen? Der Himmel ist nur für bekehrte, im Blute Jesu gewaschene Sünder; nur für solche, die Jesus von ihren Sünden – also auch von der Trunksucht – erlöst hat!

Und du, der du dies liest, bist du erlöst? Wenn heute der Tod käme, wohin würdest du gehen? Hast du schon ein neues Leben angefangen? Wenn nicht – so komme

heute zu Jesus! Er nimmt dich an, reinigt dich und macht dich selig!

## **Kein Raum**

„Sie legten ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“

Luk. 2, 7.

Die Weihnachtszeit kam heran. Langsam nahte der Abend, an dem die Leute so gerne singen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Die Hausfrauen hatten alle Hände voll zu tun. Sie buken Kuchen, bereiteten das Nachtessen für den Weihnachtsabend, oder sie machten sauber, einige das Haus, andere die Kinder. Die Männer räumten in Höfen und Ställen auf.

Die ersten Glockentöne erklangen weit über die Winterlandschaft dahin; sie riefen die Leute zum festlichen Abendgottesdienste und erinnerten sie zugleich daran, daß es bald Zeit sei, mit den Arbeiten aufzuhören. Der Heilige Abend beginnt.

In vielen Häusern, meist in den wohlhabenderen, sieht man trotz der verhängten Fenster die Weihnachtsbäume stehen, freilich noch nicht angezündet.

Ja, wer es auch war, jeder hatte viel eilige Arbeit; daher kam's, daß von Haus zu Haus eine junge, armselig gekleidete Frau ärgerlich und unfreundlich abgewiesen wurde. Manche Hausfrau gab ihr zwar ein Stück Kuchen, andere Brot, aber keine ließ sich bewegen, sie samt dem kleinen Knaben, den sie in einem schmutzigen Tuche eingewickelt auf dem Rücken trug, die Nacht über bei sich zu behalten.



Das arme Weib wanderte fast das ganze große Dorf hindurch von Haus zu Haus. Wo sie den Mut gefaßt hatte, um Nachtlager zu bitten, hörte sie das kurze Wort – o wie hart klang es –: „Wir haben keinen Raum!“

Mit trübem, hoffnungslosem Blick sah sie sich nach den noch übrigen Häusern um. Das Gebell böser Hunde schreckte sie ab, sich zu nähern – denn nur böse, unbarmherzige Menschen halten sich böse Hunde –; dann zog sie mit einem tiefen Seufzer das Tuch mit dem Kinde enger an sich, strich das verwirrte Haar von ihrer Stirn zurück, und mit beschleunigtem Schritt ging sie aus dem Dorfe hinaus. Das Geläute der Glocken tönte ihr nach, das zur Verherrlichung des Gottessohnes geschah, für den es auch in keiner Menschenwohnung Raum gab, als er in die Welt kam.

Kaum aus dem Dorfe herausgeschritten, befand sich die junge Frau im weiten Felde, und der kalte Wind blies sie an, der von den nahen, hohen Bergen ihr entgegenwehte. Dort im Dorfe merkt man's gar nicht, welch ein Schneesturm im Felde haust! Hier und da ist auch der Weg schon verschneit; wenn nicht die Steinhäufen da wären, so würde man zuweilen selbst die Landstraße nicht erkennen.

Der leichte, frischgefallene Schnee ballte sich an die alten Schuhe, der glatt gefrorene Boden unter dem Schnee machte bei jedem Schritt, je höher es ging, den Weg gefährlicher. Keuchend ging der Atem der Frau; trotz der Kälte wischte sie sich den Schweiß von der Stirn. Sie wußte, daß sie hier draußen nicht bleiben dürfte, daß sie irgendwo hinkommen mußte, wenn sie und ihr Kind nicht erfrieren wollten.

Als sie den Berg erstiegen, schaute sie zurück auf das Dorf, das sie verlassen hatte. Alle Häuser, auch die Kirchen, waren erleuchtet. Bis hierher hörte man das Läu-

ten der Glocken; sie sah die Menschen, wie sie aus den Kirchen herauskamen; nun kehrten sie in die Häuser zurück, setzten sich in die warmen Stuben um den Tisch herum zum guten Nachtessen – und sie steht hier mit ihrem Kinde allein, ganz allein im weiten Felde. Der Wind ist so kalt! Wer weiß, wie weit es noch bis zum nächsten Dorfe ist – und wenn es dort auch keinen Raum gibt für sie! – Nirgends Raum, und heute ist Weihnachtsabend!

Aus den dunklen Augen fielen große Tränen auf die eingefallenen, bleichen Wangen der verlassenen, in die Welt hinausgestoßenen Frau. O, wer hätte es ihr vor fünf Jahren gesagt, daß sie einmal heimatlos so umherirren würde! Sie rang die Hände: „Ach, mein Mütterchen, mein Mütterchen, wenn du deine arme, elende Tochter sehen würdest! Warum hast du mich nicht lieber mitgenommen in das Grab, ehe es mir so ergehen mußte!“

Ach, sie wohnte ja einst auch in einem schönen Bauernhause. Sie war die einzige Tochter; ihre Brüder waren schon als kleine Kinder gestorben. Die Eltern brauchten eine Hilfe; sie bekamen einen Schwiegersohn, ihren Mann. Er war schön und schien auch ordentlich zu sein. Die Welt beneidete sie um das große Glück. Ach, was wußte denn die Welt! Er war ja sonst ordentlich, nur ein Fehler haftete an ihm: die Trunksucht. Sein Vater und Großvater waren Trinker gewesen, und er hatte es von ihnen geerbt. Er trank immer mehr; wenn er nüchtern war, da war er ein guter Mensch; wenn er betrunken war, tat er anfangs auch nichts Schlechtes; aber nachher wurde es je länger, je ärger. Er fing an verschwenderisch zu werden; die Eltern zankten mit ihm; es gab Streitigkeiten zwischen Vater und Schwiegersohn, oft sogar Schlägereien. Mutter und Tochter mußten sich dann zu den Nachbarsleuten flüchten.

Die Mutter grämte sich das Herz ab, daß sie ihrer

Tochter solch eine Schlinge um den Hals gezogen hatte – wie sie zu sagen pflegte – sie starb. Der Vater jagte den Schwiegersohn davon; er sagte, daß er ihn nicht neben sich dulden wolle. Seine Frau wollte er ihm nicht lassen; er wolle, sagte er, seine Tochter nicht prügeln lassen... Als die junge Frau in ihren Gedanken bis hierher kam, da seufzte sie tief auf. Noch einmal lebte sie jenen Kampf, jene Qual durch. Damals wußte sie nicht, was sie tun sollte: mit dem Manne ziehen, dem sie am Altar Treue geschworen, oder ob sie bei dem Vater bleiben sollte?

Endlich hatte sie ihr Mann durch Versprechungen und Drohungen überredet, sie ging mit ihm. Eine Zeitlang hielt er sich ordentlich; er trank nicht. Von seinen Eltern hatte er ein kleines Erbteil, und das ihrige hatte er ja gerichtlich eingefordert. Er begann bei der Eisenbahn zu arbeiten, wurde gut bezahlt, und sie fingen an wohlhabend zu werden. Nachher aber kam sein alter Fehler wieder wie eine Krankheit über ihn. Er trank und trank immer wieder, verlor seine Stelle und vertrank auch die Ersparnisse. Dann wurde er krank. Sie pflegte ihn, so gut sie wußte und konnte. Da aber die Krankheit lange dauerte, mußten sie all ihre Kleider und Bettzeug nach und nach versetzen, und als er starb – ach, sein Sterben war so schrecklich! – da gab sie das Letzte, was noch da war, für die Beerdigung hin; weil sie die Miete schuldig waren, nahm der Hauswirt ihre Möbel weg. Ihr blieb dann nichts mehr übrig als der kleine Knabe, etliche Kleidchen für ihn und das Kleid, das sie anhatte.

Sie hatte sich aufgemacht, um ihren Vater zu bitten, er möge sie aufnehmen; aber dieser hatte inzwischen wieder geheiratet und eine wahre Hexe zur Frau genommen. Diese jagte sie ohne viele Umstände hinaus: „Für dich ist hier kein Raum; dein Erbteil hast du bekommen, du hast hier nichts mehr zu suchen. Wenn du mit einem Lum-

pen davongegangen bist, so sammle deine Sachen dort, wo er sie verstreut hat!“

Dies war schon im Herbst gewesen. Arbeit bekam die junge Frau nicht mehr, nur noch für zwei Wochen, und auch da ging es schwer, weil man sie mit dem Kind nicht gern nahm. Es blieb ihr hier daher nichts übrig, als sich aufzumachen und fortzugehen in die Fremde, wo niemand sie kannte, und sich durch den Winter hindurchzubetteln.

Nun, bis heute war es mit dem Betteln gegangen.

Ach, es fiel ihr Tag für Tag schwerer; und wie schwer wurde ihr's heute!

Sie setzte sich auf einen verschneiten Steinhaufen und begann laut und bitterlich zu weinen. War doch die Welt so groß und so kalt, und in dieser weiten, weiten Welt war nirgends Raum, kein Obdach; nirgends ein Herz, das geliebt und geglaubt hätte. Wenn die Leute ihr Almosen gaben, schauten sie mit Verachtung und Mißtrauen auf sie; man hielt sie für irgend ein unordentliches, verkommenes Weib. Wenn es sich traf, daß man ihr in einem Wirtshaus zu übernachten erlaubte, da riefen ihr betrunkenen Männer häßliche, gemeine Worte zu und wollten sie zu gemeinen Handlungen verleiten. Sie faßte mit beiden Händen ihren Kopf. Soll es denn immer so bleiben? Ach, wer hilft ihr denn in dieser Verlassenheit, wo es nirgends Rettung gibt!“

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte sie laut auf. Gott... gibt es irgendwo einen Gott? Wohl hatte sie einst in der Schule von ihm gelernt, auch von Christus; aber sie wußte nur wenig, und alles war wie in Nebel gehüllt, in grauer Ferne. Sie stellte sich Gott vor, wie er dort irgendwo sehr, sehr hoch auf goldenem Throne sitzt. O, wenn schon Menschen kein Mitleid mit ihr hatten, wie sollte er es haben!?

Da wachte das Knäblein auf, hob das Köpfchen und stöhnte: „Mütterchen, mir ist’s kalt; wir wollen von hier weggehen, wir wollen schlafen gehen!“

Sie raffte sich auf. „Da hast du Kuchen!“ beruhigte sie das Kind und fing an, so gut sie nur konnte, hinabzulaufen in das Tal. Dort in der Ferne sieht man Lichter schimmern; ein Dorf wird es kaum sein, bloß etliche Häuser im Gebirge; dort wird man sie eher – wenigstens in einem Stall – übernachten lassen.

Der Wind blies immer schärfer und trieb ihr den Schnee ins Gesicht und auf den Weg. Stellenweise gab es schon Schneewehen; bis an die Knie sank sie hinein. Der kleine Knabe weinte vor Kälte, und das Lichtlein schien sich immer weiter zu entfernen. Die arme, verlassene Pilgerin fühlte nicht die Kälte; auf ihrer Stirn standen Schweißtropfen, dagegen fühlte sie Stechen in den Seiten und in der Brust. Endlich, als sie wieder in eine tiefe Schneewehe geriet, brachen ihre Knie zusammen. Sie hörte noch, wie aus weiter Ferne, das Weinen des Kindes und das Pfeifen des Windes, dann solch ein wunderliches Sausen... Sie wußte, daß sie gefallen war – wollte aufstehen und konnte nicht – sie wollte schreien, aber die Stimme versagte ihr. „Ich muß umkommen, samt dem Kinde!“ flog es noch einmal durch ihre Gedanken, dann ein furchtbares Gefühl des Entsetzens – und alles verschwand von ihrer Seele, nur ein einziger trauriger Gedanke blieb zurück! „Nirgends ein Raum auf Erden...“ Nicht einmal der feste, wunderliche Schlaf, der plötzlich ihre Sinne umfing, konnte diesen Gedanken verscheuchen.

Im Schlafe kam es ihr vor, als ob sie jemand höbe, ja, es war, als wenn er mit ihr flöge und wieder höbe und sie dann hinlegte; sie hörte Stimmen, aber verstand nichts davon. Ihr träumte, als sehe sie ein freundliches Gesicht,

das sich über sie beugte, ja, daß jemand ihr Gesicht und Hände wusch, sie entkleidete und ihr andere Kleider anzog, und daß sie in einem guten, warmen Bette liege, wie einst vor langer Zeit, da sie noch zu Hause bei ihrem guten Mütterchen war. Sie hielt die Augen fest zu, damit dieser herrliche Traum nicht verschwinde.

Schließlich mußte sie sie doch öffnen. Sie schlug sie weit auf, dabei griff sie sich nach dem Kopf... Ach, es war kein Traum... Wo war sie doch, war sie denn im Himmel? Sie erwachte ja in einem warmen Bauernstübchen. Dasselbe war niedrig, aber sehr reinlich. Sie selbst lag in einem reinen Bette, in reine Wäsche gekleidet. Ihr gegenüber waren Fenster, zwischen diesen ein eichener Tisch, von Bänken umgeben. Auf dem Tische standen die Reste vom Weihnachtsabendessen. Davor saß ein junger, freundlicher Bauer, neben ihm zwei kleine Knaben und zwischen diesen ihr eigenes Bübchen. Am Ende des Tisches saß eine junge, hübsche Bäuerin. Der Bauer hatte ein Buch vor sich und las. Verwundert hörte die junge Frau zu, was gelesen wurde. Da vernahm sie Worte, die so wunderbar ihr Inneres durchdrangen: „Und sie legten ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“.

Der Bauer las von irgend jemand, der ebenfalls keinen Raum hatte in der Welt und es war irgend eine bekannte Geschichte, – ja, das stand doch im Neuen Testament geschrieben von dem Herrn Christus! Wirklich, für ihn gab es auch keinen Raum!

„Seht, Kinder,“ sprach der Bauer, „so war es, als der Sohn Gottes, der Herr Jesus, geboren war; da hatten auf der ganzen Welt die Leute keinen Raum für ihn, sie gaben ihm auch keinen Raum. Sein Mütterchen mußte ihn in eine Krippe im Stall zu den stummen Tieren legen.“

Aber auch heute, wo er durch die Welt wandert und bei den Menschen einkehren will, auch heute haben sie keinen Raum für ihn. So gerne möchte er in den Herzen der Menschen wohnen, wenn diese sich nur auf tun wollen für ihn. Meine Kinder, wenn ihr schlafen geht, betet zu ihm und bittet ihn, daß er eure Herzen öffnen und bei euch einkehren möge! Dort draußen ist es kalt; wer weiß, bei wieviel Türen man ihn schon fortgeschickt hatte; ruft ihr ihn herein, er hat euch sehr lieb! –

Er war einmal König in dem Himmel; er saß mit dem lieben Gott, seinem Vater, auf goldenem Thron. Aber nachher schickte ihn der himmlische Vater auf die Erde, damit er die verlorenen Menschen zusammensuchen solle.

Wisset, ihr Kinder, es ist ein schmaler Weg, der führt in den Himmel; auf diesem Wege gehen nur die Menschen, die Gott lieb haben und seine Gebote halten. Dann gibt es einen anderen Weg, der führt in die Hölle; auf diesem gehen solche Menschen, die Gott nicht kennen, ihn auch nicht lieben und seinen Geboten nicht gehorsam sind. Auf diesem schlechten, breiten Weg hatten sich alle Menschen weit von Gott verirrt; so schickte denn Gott seinen lieben Sohn in die Welt, daß er die Menschen zusammensuchen und auf den richtigen Wegbringen möchte. Aber weil sie, solange sie auf dem breiten Wege gegangen sind, viel gegen Gott gesündigt haben, so kam der Herr Jesus, Gottes Sohn, und ließ sich für ihre Schuld bestrafen. Er vergoß deshalb sein heiliges Blut und starb am Kreuz; dann aber stand er von den Toten auf, und nun geht er umher und sucht noch immer die verlorenen Seelen, die verirrtten Menschen. Er hat auch mich und auch euer Mütterchen gesucht, obwohl wir weit waren, er hat uns gefunden, und nun sind wir auf dem schmalen Wege.

Nun wollen wir beten; aber vorher sagt mir noch schön laut auf, wie denn der liebe Gott die Welt geliebt hat!“

Die Knaben falteten die Hände, und mit lieblichen Stimmen sagten sie gemeinsam her:

„Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

„Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst.“

Die junge Frau sah, wie alle niederknieten und beteten, die Eltern mit den Kindern; auch ihr Bübchen kniete unter ihnen. Sie dankten Gott, daß er ihnen seinen Sohn gegeben habe. Da fiel es ihr ein, daß sie ihm noch niemals dafür gedankt hatte; ja, noch nie hatte sie über die große Liebe Gottes nachgedacht. Ach, sie hatte nie gewußt, daß Gott so gütig ist, und daß der Sohn Gottes auch heute noch umhergeht und die verlorenen Seelen sucht. O, sie war auch eine von diesen Verlorenen; auch sie hatte Gott weder gekannt noch ihn geliebt und war ihm nicht gehorsam gewesen. Auch sie war auf dem breiten Wege, der in die Hölle führt. Darum wurde es ihr jetzt so schrecklich bange. Auf der Welt hatte sie niemand, und von Gott, der doch so gütig war, war sie so weit entfernt! O, was sollte sie tun, damit sie zu ihm zurückkehren könnte?!

Inzwischen hatte die Familie das Gebet beendet. Die Kinder verlangten, schlafen zu gehen und riefen dem kleinen Kameraden, mitzukommen. Sie sah, wie der Bauer einen nach dem anderen in sein Bettchen legte; die junge Bäuerin deckte sie gut zu und küßte sie alle drei.



Dann erst bemerkte der Bauer, daß sie wach sei, und kam sogleich zu ihr heran. Er rief auch seine Frau her. O, wie liebevoll erkundigten sich die beiden, ob sie gut geschlafen habe, und ob sie keine Schmerzen fühle!

Die Hausfrau lief sogleich in die Küche und brachte das übrige Weihnachtsabendessen: Krautsuppe mit Fleisch und Mohnklößen, geröstete Pilze mit Eiern, Kuchen und Oblaten mit Honig – ach, von allem hatte man für sie aufgehoben, gerade als wäre sie ihre Schwester. Sie konnte fast nicht essen vor Tränen; die Liebe dieser Leute machte ihr das Herz so weich. Und immer wieder mußte sie denken, wie Gott so gütig, ja so sehr gütig sei...!

Als sie sich bedanken wollte, da schüttelte der Bauer den Kopf: „Ich habe dich samt dem Kinde vom Schnee verweht in einem Graben gefunden, habe dich auf meinen Schlitten gelegt und aufgenommen – wie es der Sohn Gottes sagt: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“.

Ja, diesen Leuten konnte sie erzählen, wer und woher sie war, und wie es kam, daß sie in solche große Not geraten. Die junge Bäuerin weinte mit ihr, und der Bauer sagte: „Das glaube ich dir schon; ich selbst war auf solchem Wege, und wie kann ich Gott genug danken, daß er mich zurückgebracht hat. Wenn dein armer Mann den Herrn Jesus erkannt hätte, gewiß lebte er noch heute. Von selbst konnte er nicht aufhören zu trinken. Die Sünde ist wie eine Peitsche; sie treibt und treibt einen immer weiter, bis in den Abgrund der Hölle. Von der Trunksucht kann niemand befreien, nur allein der Sohn Gottes. Ich weiß es, daß er retten kann, denn er rettete auch mich.“

Als ich zum erstenmal anfang, über das Wort Gottes nachzudenken, zeigte es mir mein eigenes Herz, und da-

habe ich erkannt, daß das Herz wie ein Stall, häßlich und voller Schmutz war.

Aber Leute, die das an sich auch erfahren haben, sagten mir, ich solle den Herrn Jesu anrufen, der werde sich meiner erbarmen; denn er ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren war. Ich folgte diesem Rat; ich rief ihn an, und er half. Und obwohl mein Herz einem Stalle glich, so ging er doch in dasselbe hinein, wie er einst in den Stall dort zu Bethlehem einzog. Er vergab mir meine Sünden; er hat mich von der Trunksucht geheilt und hat mich mit seinem Blute reingewaschen von dem Schmutz. O, ich kann es dir gar nicht sagen, wie glücklich ich damals war, und wie ich's auch heute noch bin!“

„Und glaubt ihr, daß er auch in mein Herz einkehren würde?“ meinte schüchtern die junge Frau.

„O gewiß, bitte ihn nur darum! Er spricht: Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an; so jemand meine Stimme hören wird und die Tür aufthun, zu dem werde ich eingehen.“

Lange sprachen sie noch miteinander, auch beteten sie, und zum Schluß sagte die junge Bäuerin: „Über die Feiertage bleibst du bei uns; wo wolltest du auch hingehen?“

„Sie kann den Winter über bleiben; wenn ich als Hüter in den Wald gehe, da ist es dir wohl oft einsam, so ganz allein!“

„Gewiß fühle ich mich da einsam. Ich habe auch ziemlich viel Flachs, da kannst du mir spinnen helfen. Im Frühjahr wirst du hier in der Nähe genug Arbeit bekommen, wenn Gott der Herr Gesundheit gibt. Also Sorge jetzt nicht mehr! Gute Nacht!“

Das Licht erlosch in dem kleinen Häuschen. – Soviel Glück wohnte unter dem alten Strohdache, größeres

Glück kann's nur im Himmel geben. Der Bauer freute sich mit seinem braven Weibe, daß sie in der Person dieser notleidenden Frau den Herrn Jesus in ihr Haus aufnehmen durften, und daß sie dieselbe zu seinen Füßen führen konnten. Die junge Frau freute sich, daß sie alles gefunden hatte, was sie brauchte: Frieden für ihre Seele und einen guten Freund, der sie nie verlassen wird, weil sie ihn in ihr Herz aufgenommen; dazu fand sie in höchster Not ein Obdach für sich und ihr Kind.

O, Gott ist sehr, sehr gütig, und sie erfuhr es erst heute, wo er sich ihr geoffenbart hatte, wie einst Hagar – von welcher der Bauer erzählte – die ebenfalls mit ihrem Kinde in der Wüste herumirrte, und schon war sie dem Umkommen nahe, da sandte Gott seinen Engel, daß er ihr einen Wasserbrunnen zeigte. Ebenso sandte Gott auch ihr Engel zu – in diesen guten Leuten. Gott der Herr liebte sie, der Sohn Gottes liebte sie, und die guten Leute hatten sie auch lieb. Sie war nicht mehr allein in der Welt; jetzt wußte sie es, daß sie nicht verloren geht, daß sie nicht umkommt. O glückselige Weihnachtszeit!

War schon die Seligkeit der jungen Frau unbeschreiblich, so herrschte das größte Glück doch im Himmel, wo die himmlischen Heerscharen den Geburtstag ihres Königs, des Herrn Jesu, feierten. Dort, als die Engel für eine Weile aufhörten zu spielen und zu singen, erzählte einer dem anderen: „Lasset uns fröhlich sein mit unserem Könige; er hat wiederum eines seiner verlorenen Schafe gefunden; wiederum hat sich ein Herz für ihn aufgetan, und eine Seele hat ihn angenommen!

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

Halleluja!“



Die in diesem Schriftchen (Hausierer-kinder) enthaltenen Geschichtchen sind leider wahr.

Jahrelang lag das Elend der Hausierer-kinder wie eine Last auf meinem Herzen. Es trieb mich ins Gebet. Ich legte dem Herrn vor, er möge mir helfen, ein Asyl für die Heimatlosen zu eröffnen, wo ihnen der größte Schatz, die Elternliebe, teilweise ersetzt würde und sie christlich erzogen werden könnten.

Endlich im Jahre 1901 sollte mein Herzenswunsch erfüllt werden. Der gute Hirte machte einen Bruder samt seiner Frau willig, mit mir ein Asyl zu eröffnen, und es wurden 15 Kinder in Obhut und Pflege genommen. Im Jahre 1902 waren ihrer 19.

Mein Gebet ist daß der Herr unser Asyl zu einer wahren Heimat der lieben Kleinen gestalten möge, besonders aber daß er die sozialen Verhältnisse regeln möge, damit ein derartiges Asyl unnötig werde und die Kinder bei ihren Eltern erzogen werden können.

Kristina Roy